

Titelbild:

Brück, Jürgen F.
AKZEPTIEREN
Aus dem Zyklus: Blicke ins Jahr 2000
Aus: 73. Jahresschau 1999 des Kunst und Gewerbevereins Regensburg e.V.

IMPRESSUM:

Herausgeber:

Pax Christi Bistumsstelle Regensburg
Internet: <http://www.paxchristi-regensburg.de>
Sprecherin: Elisabeth Reinwald
93164 Laaber, Föhrenweg 3c
Tel.: 09498/8954

Redaktion dieser Ausgabe:

Dr. Evelinde Hutzler, Max Hutzler,
Paul Reinwald,
Otto Josef Zündorf (v.i.S.d.P.),
Postanschrift: 93047 Regensburg
Landshuterstr. 13 a, Tel.: 0941/563598

Inhalt

„Odin unser Gott, Odin unser Führer“	3
„Wolf im Schafspelz“, Zweigesichtige Teutonia	5
Warum ich bei pax christi bin?	5
Aktuelles aus dem Bistum	6
„Fremde und Nächste“ Eine andere Predigt aus dem Alltag	7
„Fremde und Nächste“ Gottesdienst in St. Jakob	8
Extrateil: Preisverleihung an Otto Schwerdt	9
Begrüßungsrede	10
Laudatio	13
Dankesrede	16
Ehemalige Zwangsarbeiter in Tschechien	18
Geschichte bekommt ein Gesicht Besuch in Weißrußland (Teil 2)	19
Embryonale Stammzellenforschung	16
Für statt gegen – eine Wende in der Asylpolitik	25
Palästina: Umkehr ist geboten	27
Rechtshilfefonds für Flüchtlinge: Bilanz	28
„Das letzte Mittel“	29

„Odin unser Gott, Odin unser Führer“

Pseudoreligion und nordisches Herrenmenschen-
tum

Unerwartet heftig drangen in den vergangenen Jahren pseudoreligiöse Elemente in den alltagskulturellen Bereich rechtsorientierter/rechtsextremistischer Jugendlicher und junger Erwachsener ein. Einerseits von juvenilen Jägern und Sammlern selbständig aus dem Müllhaufen nationalsozialistischer Geschichte gegraben, andererseits von Ideologen und profitorientierten Händlern gleicher Gesinnung geschickt platziert und gesteuert. Parallel erfolgte die Aufnahme engagierter Christen in den Feindkodex, unmittelbar zusammenhängend mit deren öffentlichen Positionierung in der Phase der Sozialen Bewegung gegen Ausländer (1991-94), die in den Pogromen von Hoyerswerda, Hünxe, Mölln, Solingen und Rostock-Lichtenhagen kulminierte. Die Effizienz von Lichterketten und Kirchenasyl mag unterschiedlich bewertet werden; dort, wohin diese Signale deuteten, wurde die Botschaft wohl verstanden. Es folgten die Verächtlichmachung von Christen durch Bezeichnungen wie Muku-Freaks (Muku = multikulturell) oder Muku-Kaffern, Schmierereien an und in Kirchen, Telefonterror und wütende Internet-Attacken, Flugblattaktionen, Drohbriefe, Anmeldungen von Demonstrationen vor Gemeindehäusern, Angriffe auf kirchliche Veranstaltungen (Eine-Welt-Feste) und Gewalttaten gegenüber Mitgliedern von jungen Gemeinden. Bösartige und obszöne Texte erschienen auf den Tonträgern. „Wotans Krieger“ singen: ...die Nonnen sind am besten im Bett,/ ein Anti-Christ, was ist der nett.“ Spreegeschwader beten ihren Konsumenten ein spezielles Vaterunser vor:

„Vater unser, der Du bist im Himmel,/deine feuchten Gemäuer stinken nach Schimmel.
Euer Glaube so alt, doch bestimmt nicht weise,
Geht endlich in Rente, Ihr Greise...
Von mir aus könnt ihr tausend saure Äpfel pflücken,
denn der Adam wollte die Eva sowieso nur ficken.“

Dem „Pfaffen“ wird entgegen gebellt:

„Oh du kleines Arschgesicht,/Meine Seele kriegst du nicht...
Oh du selten dummes Schwein,/Ich schieß dir auf den Heiligenschein.“

Das Christentum, die „asiatisch-jüdische Jahweh-Religion“, wird im Wortsinne verteufelt: Es erzöge den Menschen zur Demut, statt ihn für den Lebenskampf zu stärken, erkenne das Blut- und Sippenrecht nicht an, sei Schuld an der Prostitution („Keine germanische Frau zur Zeit des Tacitus hätte sich einem Römer für Geld hingegeben!“), an der Umweltzerstörung (die „Verchristung“ habe die Naturreligionen eliminiert), an der Herabsetzung und Reduzierung der Rolle der Frau (Hexenverfolgung, Marienverehrung). Dem gegenüber wird eine „arteigene“, nordische Religion konstruiert, ein buntes Konglomerat aus germanisch-altnordisch-keltischen Glaubenssequenzen, Weltklärungsansätzen, Symbolen, Mythen und Sagen von Göttern und Heroen. Der gemeinsame Glaube an „die Höherwertigkeit der nordischen Rasse“ und der Wille zum ultimativen Kampf für Blut und Boden eint die hochbetagten bekennenden Heiden, die seit Jahrzehnten in dubiosen Stammesverbänden und Orden ihre Rituale zelebrieren, und die neugermanischen Kampfstiefelträger, welche mit „Odin statt Jesus“-Shirts und dem Schriftzug „Walhalla“ auf der getönten Autoheckscheibe auf der selben Wellenlänge senden. Gemeinsame Veranstaltungen finden kaum noch statt; der Generationswechsel innerhalb der Szene im Osten und der zunehmende Altersunterschied fordern ihren Tribut. Vor zehn Jahren traf man sich noch zur Runen- oder Rassekundeschulung, bei der Ijzerbedevaart in Flandern, zu Sonnenwendfeiern mit der belgischen Vlaamse Nationale Jeugd oder an den Externsteinen. Die Vorstellungen von heidengemäßer Fest- und Feiergusgestaltung gehen weit auseinander. Sonnenwendfeiern werden zwar alljährlich im Juni und Dezember von rechtsextremistischen Cliques und Kameradschaften durchgeführt, aber es sind politische Veranstaltungen, auf die brauchwürdige Partikel gepropft werden. In entsprechenden Polizeiprotokollen liest es sich dann so: ... verbotene Kennzeichen und Symbole gezeigt, verbotene Lieder gesungen oder abgespielt, volksverhetzende und NS-Parolen gegrölt.

Den Transport von Kenntnissen aus dem Bereich der germanischen Götter und Helden sowie keltischer Zeichen und Symbole übernehmen Jugendliche selbst. Dabei spielt Musik eine dominierende Rolle. Bei der Auswahl der Namen von Bands und Liedermachern steht der Fundus „Germanenglaube“ nach „Reich/Militär“ an zweiter Stelle: Wotans Krieger, Walküren, Walhall, Munin, Yggdrasil, Sleipnir, Odins Erben, Lokis Horden, Mjöllnir, Legion of Thor, Asgard. Ebenso verhält es sich mit den Texten; Odin, Thor, Nordland und Walhalla

sind Chiffren, die für Blut, Boden, Opferbereitschaft und eine „natürliche Hierarchie“ stehen. Die Gruppe „Idee Z“ fordert: „Die alte Religion muss in euer Herz./seid Odins starke Legion.“, mit ritueller Inbrunst werden die „Stimmen unserer Ahnen“ beschworen. Musiker und Zuhörer verstehen sich als reinkarnierte „nordische Krieger“, „Söhne Wotans“, „Asgards Helden“ und „Weiße Ritter“. Stets den Heldentod für Rasse, Volk und Vaterland vor Augen: „Wir stürmen und sterben und lachen dabei“. Statt „Sieg oder Tod“ heißt es „Victory or Valhalla“. Dort erwartet „Allvater“ Odin die gefallenen Recken mit Met und Maiden, denn der Liedermacher Veit Kaltenborn aus Thüringen weiß: „Wer Walhalla betritt, das ist gewiss./schon fast ein Sohn von Odin ist.“

Bei Odin landen jedoch nur die Krieger für Volk und Vaterland, die auch nach dem Tod ihrer Kraft und Genussfähigkeit nicht verlustig gehen. Die „minderwertigen“ Alten, Kranken, Behinderten, Schwachen scharen sich dagegen um die Todesgöttin Hel.

Den politischen Kontext spiegelt die Bilderwelt wider. Sie lebt von schlichten Dualismen: hell(häutig) = gut – dunkel(häutig) = böse. Das deutsche Volk erscheint als blonde, hellhäutige, kämpfende oder kampfbereite Frau, oft mit den Attributen einer Walküre versehen. Sie wehrt sich gegen das Dunkle, Fremde, das sie zu umschlingen droht. Die dazugehörigen Titel wie „Kulturzerstörung ist Völkermord“, „Hände weg vom deutschen Volk!“ betonen den vermeintlich herrschenden „Kampf der Kulturen“. Die Darstellungen ähneln häufig den Umschlägen von Fantasy-Romanen. Es wird gern zu den Arbeiten von bekannten Künstlern aus dem Genre der Heroic fantasy art gegriffen; beliebtester Vertreter ist der Spanier Luis Royo, der in die Titel rechter Politmagazine und CDs eingefügt wird.

Zum alltagskulturellen Kontext gehören Schmuckstücke wie Thorshämmer und Triskelkreuze, die außerdem als Ersatzkennzeichen für das Hakenkreuz verwendet werden, ebenso wie Gürtelschnallen mit Götterdarstellungen, Poster, Buttons, Aufnäher und Anstecker mit Runen und Codes. Der Zahlencode „14“, auch als „Odins Gesetz“ bezeichnet, steht für eine Losung des amerikanischen Rechtsextremisten David Lane: Wir müssen den Fortbestand unserer Rasse bewahren und auch die Zukunft arischer Kinder sicherstellen.“ Jugendliche vermitteln einander in Szenepublikationen („Fanzines“) die Bedeutung der „arischen Farben“ Blau und Gold, Felix Dahn, der Stammvater

des pathetischen Historienromans und Autor dickleibiger Werke zur nordischen Mythologie, ist auferstanden. Tattoos lassen Körper sprechen: Wikinger, Drachenboote, Götter und Walküren, Namenszüge, Runen, großformatige Schlachtdarstellungen oder ein Rücken in einen gigantischen Thorshammer verwandelt, die Wirbelsäule bildet den Stiel, die Schulterblätter den Hammerkopf. Runenorakel und Runenyoga bedienen esoterische Wünsche. Vorschulkinder können mit „Jung-Wikingers Knobel-, Mal- und Bastelbuch“ beglückt werden, für die Älteren gibt es Germanencomics. Websites im Internet bieten die Möglichkeit, sich Runenlehre, Fraktur- und Runenschrifttypen, Symbole und Ornamente (keltische Knoten und Schlingen) Bild Darstellungen von Göttern und Helden herunterzuladen. Kürzlich ist „Das Buch der deutschen Sinnzeichen“ von Walter Blachetta als Reprint der Ausgabe von 1941 erschienen. Im Vorwort heißt es bezeichnend: „Es kann keiner behaupten, dass der deutsche Volksgenosse von heute ein anderer sei als sein Großvater, sein Urahn. Die Zeitgeschehnisse verschieben nicht die innere Struktur der Rasse und des Blutes. Sie decken nur höchstens gewisse Teile der Geisteshaltung zu, verdunkeln sie und verwirren die Sicherheit des Urteils. Selbst in der Zeit der größten Vergewaltigung durch das Christentum, im Mittelalter, leuchtete die germanisch-deutsche Seele doch durch den Wust des Aberglaubens, der Heiligenmätzchen, der Gnaden- und Bußtränen.“ (Schütz-Verlag Coburg, o.J., S. 7) Jugendliche und junge Erwachsene jonglieren mit Schlagworten und vermeintlich nordischen Werten wie Rassen- und Volksgemeinschaft, Ahnensinn und Ahnenerbe, Sippengesinnung, Heimat- und Volkstreue, Artgefühl. Ein Rechtsrocker gab seinen Kinder die Namen „Sven-Odin“ und „Saskia-Ostara“.

Odin/Wotan und Thor/Donar haben wieder unter deutschen Dächern eine missbräuchliche Heimstatt gefunden. Passende Segmente germanischer und keltischer Kulturgeschichte und Lebensweise werden – wie in der völkischen und nationalsozialistischen Bewegung - willkürlich aus ihrem historischen Zusammenhang herausgelöst und selektiv in ein rechtsextremistisches Weltbild eingefügt. Die Ikonografie der Gewalt und die Idolatrie der Götter und Heroen ist ein deutliches Menetekel: Offenbar ist diese Gesellschaft nicht mehr in der Lage, jungen Menschen Leitbilder und Visionen zu vermitteln. Sie suchen sie in der Vergangenheit. So ist der Essay „Wotan“ von C.G. Jung aus dem Jahr 1936 heute wieder „brand“aktuell, beschreibt die Entwicklung des vergangenen Dezenniums mit erschreckender Genauigkeit: „Dass in einem ei-

gentlichen Kulturlande, das schon geraume Zeit jenseits des Mittelalters gewöhnt wurde, ein alter Sturm- und Rauschgott, nämlich der längst im historischen Ruhestand befindliche Wotan wieder, wie ein erstorbener Vulkan, zu neuer Tätigkeit erwachen könnte, das ist mehr als kurios; es ist geradezu pikant. Er ist, wie man weiß, in der Jugendbewegung lebendig geworden und wurde gleich zu Beginn seiner Wiedererstehung mit einigen blutigen Schafopfern gefeiert.“ (Zivilisation im Übergang, Walter-Verlag, Solothurn und Düsseldorf, Sonderausgabe, 1. Auflage 1995, S. 204)

Margitta-Sybille Fahr

Zur Autorin:

Margitta-Sybille Fahr ist Diplom-Ethnologin und Historikerin und wohnt in Berlin. Die Freiburgerin hat ihren Forschungsschwerpunkt seit 1987 im Bereich von Rechtsradikalismus und Jugendkultur. Im Juni hielt sie einen vielbeachteten Vortrag zu diesem Thema beim Katholischen Bildungswerk.

„Wolf im Schafspelz“

Die zwei Gesichter der Regensburger Burschenschaft „Teutonia“

Seit zwei Jahren bereits macht die Burschenschaft „Teutonia“ an der Universität Regensburg mit Flugblättern rechtsextremen Inhalts von sich reden. Beispiel: „Deutschland droht durch massenhafte Zuwanderung der Untergang“, so heißt es. Außerdem zieht sie in ihren Versammlungen immer mehr Vertreter aus NPD- und Skinhead-Kreisen an. Jüngstes Beispiel: Der Aufmarsch von Mitgliedern der „Teutonia“ bei einer Ausstellung gegen Rechtsextremismus im Studentenhaus der Universität. Die Teutonen waren „rein zufällig“, wie sie sagen, mit einem DVU-Anhänger in das Studentenhaus eingefallen. Dieser hat sich dann lautstark über die ausländische Mafia“ ausgelassen. Und was taten die Burschenschaftler. Sie sollen sich „köstlich amüsiert“ haben, so die übereinstimmenden Angaben von Augenzeugen. Das war denn auch der Hochschulleitung zuviel. Rektor Helmut Altner sprach ein offizielles Verbot aus. Das heißt. In Zukunft darf die Teutonia ihre Flugblätter an der Universität nicht mehr verteilen. Begründung: Die Burschenschaft stört den Universitäts-Frieden.

Ganz anders dagegen Teutonia-Sprecher Sven Beckendorf. Der 26 jährige Jura-Student aus Schwandorf spielt die Karte des Unschuldslammes. „Alles Unterstellungen und Verleumdungen“, so

verteidigt er – rhetorisch sehr geschickt- den Vorwurf, die Burschenschaft sei von Rechtsextremen unterwandert. Skinheads kämen nicht ins Vereins-Haus in der Regensburger Landshuterstraße, versichert er. Die hätten schließlich kein intellektuelles Niveau und seien außerdem Saufbrüder Und auf die Frage, ob es in der Teutonia derzeit noch Mitglieder der NPD, der DVU oder der Republikaner gebe, beteuert Beckendorf: „Im Moment nicht.“ Dass die Flugblätter provokant formuliert seien, sei beabsichtigt. „Weil man nur so die Studenten aus ihrer Passivität reißen und sie zu politischem Engagement bewegen kann“, meint Beckendorf. Im übrigen werde man gegen das Flugblatt-Verbot der Uni-Leitung gerichtlich vorgehen, das sei ein klarer Verstoß gegen das Recht auf freie Meinungsäußerung. Die Justiz wurde auch aktiv, allerdings anders als es sich die Teutonia gedacht hatte. Nur wenige Tage nach den Unschuldsbeteuerungen des Burschenschaftssprechers meldete sich nämlich die Münchner Staatsanwaltschaft zu Wort. Es bestehe ein dringender Verdacht, dass ein Helfershelfer der Teutonia den mutmaßlichen Haupttäter eines brutalen Skinhead-Überfalls auf einen 31jährigen Griechen bei der Münchner Burschenschaft Danubia versteckt habe, so der Münchner Oberstaatsanwalt Manfred Wick. Und wieder wiegelt der eloquente Teutonia-Sprecher ab: Man könne dazu nichts sagen, der Stand der Ermittlungen sei noch zu vage usw., usw. Im übrigen verweist der Teutonia-Mann auf den Ehrenkodex seiner Burschenschaft, der solches Verhalten eindeutig ausschließe.

Wie heißt es doch so schön auf der Homepage der Teutonia: „Hauptaufgabe unserer Teutonia war es seit jeher, das Deutschtum inmitten eines leidenschaftlich slawischen Umlandes zu stützen“. Und: „Wir haben die Bestimmung,...das Deutschtum jenseits der Grenzen zu fördern...“

Übrigens: Auf die Frage, welcher Partei sich der Teutonia-Sprecher besonders verbunden fühlt, bekannte der 26jährige ganz offen: „Ich bin Mitglied der Jungen Union...“

Siegfried Höhne

Warum ich bei pax christi bin?

Gehört hatte ich von Pax Christi schon während der Schul- und Studienzeit. Verbunden habe ich mit dem Begriff eine kreative und konstruktiv-progressiv eingestellte katholische Frie-



densbewegung, so etwas wie „Linkskatholizismus“ à la Publik Forum, dessen Artikel ich häufig und meist mit großer Zustimmung gelesen habe. Bei der aktiven Teilnahme an verschiedenen Arbeitsgruppen während der Schulzeit in der Pfarrge-

meinde und später dann im Studium sowohl in der ESG, als auch der KSG in Lübeck und Göttingen, fanden sich immer genügend „Gleichgesinnte“, mit denen ich diskutieren und mich in bestimmten Themenbereichen auch öffentlich engagieren konnte (Eine Welt, Entschuldungsdebatte, Antisemitismus, Ausländerfeindlichkeit, Golfkrieg). Ein Beitritt bei Pax Christi erschien mir für die Umsetzung meiner Interessen in dieser Zeit nicht notwendig.

Während meiner Facharztausbildung in Bremen fanden infolge der stark beschnittenen Freizeit engagierte Diskussionen dann eher am privaten Wohnzimmertisch mit Freunden statt und nur selten über eine sehr liberale Pfarrgemeinde vor Ort auch mit Öffentlichkeitswirkung. Nun, mit dem Wechsel meines Tätigkeitsfelds und dem Umzug vom Norden in den Süden der Republik, habe ich das Gefühl, dass ich mich ohne die bisherige Klinik­tätigkeit mal wieder vermehrt sozial und politisch „einmischen“ möchte. Eine Gemeinde in Regensburg, in der ich mich so richtig „heimisch“ fühle, hatte ich in den ersten Monaten noch nicht gefunden – da kreuzte in Gestalt von Ottje Zündorf nach Jahren wieder *pax christi* meinen Weg. Im Anschluß an eine Veranstaltung des Katholischen Bildungswerks zum Thema Globalisierung im Rahmen der letzten Diözesanversammlung ließ er unmissverständlich und wiederholt vernehmen, dass ich auch Mitglied bei dieser katholischen Friedensbewegung werden könne. Danach fielen er und Max Hutzler mir bei verschiedensten Vorträgen und Foren immer wieder auf, so dass ich unweigerlich zu dem Schluß kommen musste, dass wir offenbar ähnliche Interessen teilen. Das „einnehmende Wesen“ der Beiden wie auch der übrigen Mitglieder dieses Leitungsteams führten dann dazu, dass ich am Abend meiner Anmeldung gleich in aufgenommen wurde.

Da ich beruflich stark eingespannt bin, werde ich mir mit der Entscheidung noch etwas Zeit lassen, in welchem der vielen interessanten Themenbereiche, die *pax christi* – Regensburg bearbeitet, ich mich schwerpunktmäßig engagieren möchte, ich

schwanke noch zwischen drei verschiedenen. Jedenfalls freue ich mich darauf, in Eurem Kreis wieder auf Christen zu treffen, die etwas bewegen und sich einmischen wollen, wo in unserer Kirche oder Gesellschaft an falscher Stelle gehandelt oder geschwiegen wird.

Zur Person: Geboren und aufgewachsen in Oldenburg i.O., 36-jährig, ledig. Studium der Medizin in Lübeck, Göttingen, Zürich und Vellore/Südin­dien. Promotion am Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie in Göttingen (tumorbiologisches Thema), danach siebenjährige Klinik­tätigkeit und Ausbildung zur Fachärztin für Neurologie in Bremen. Seit Januar 2000 als Projektmanagerin in der Klinischen Forschung bei einem Biotech-Startup-Unternehmen in Regensburg zuständig für die Koordination einer Studie zur Behandlung bösartiger Hirntumoren.

Mechthild Kunst

Aktuelles aus dem Bistum Regensburg

Das herausragende Ereignis sei zuerst erwähnt: In einer beeindruckenden Feier hat *pax christi* – Regensburg den Preis „Einspruch wagen! – Preis für Zivilcourage“ an Herrn Otto Schwerdt, Vorstand der jüdischen Gemeinde, verliehen. Otto Schwerdt ist eine Persönlichkeit, die sich durch seine persönliche Lebensgeschichte, durch seinen persönlichen Einsatz gegen das Vergessen der Verbrechen des Nationalsozialismus und sein Engagement für Versöhnung der Religionen und Völker in besonderer Weise ausgezeichnet hat, und dem deshalb dieser erstmals zu vergebende Preis von der zehnköpfigen Jury in großer Einmütigkeit zugesprochen wurde. In diesem Rundbrief wird ausführlich darüber berichtet.

Mitglieder der **Arbeitskreis Jugoslawien** sind ein zweites Mal nach Novi Sad gereist und haben dabei unter anderem das Kinderhilfswerk TABITA besucht. TABITA betreut durch den Krieg im Kosovo traumatisierte Kinder in Jugoslawien. Von dort erhielten wir einen Dankesbrief, aus dem ich hier zitiere: „... Es ist immer wieder eine sehr positive Ermutigung für uns und unsere Arbeit. Bei dem Kinderprojekt haben wir sehr viel Freude, und wir haben auch in anderen Städten mit der Kinderarbeit angefangen. Ziel unserer Arbeit ist es, Kinder mit unterschiedlichem Hintergrund zusammen-

zubringen, ... damit sie sich leichter integrieren können. ... Durch Ihre Spenden haben Sie wesentlichen Anteil an dieser so wichtigen Arbeit in unserem Land. ... Ganz herzliche Grüße!“ Eine Kopie des Schreibens ist im Anhang zu diesem Rundbrief beigelegt.

Spenden für das Kinderhilfswerk TABITA erbitten wir auf das Konto Nr. 1167464 von pax christi – Regensburg bei der Liga - Bank Regensburg (BLZ 750 903 00). Herzlichen Dank!

Im Projekt „**Zwangsarbeit in Regensburg**“ hat sich viel bewegt. Auf Einladung der Stadtverwaltung kamen 10 ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus der Ukraine nach Regensburg. Sie wurden freundlich aufgenommen und betreut. Im Evangelischen Bildungswerk berichteten sie über das damalige Geschehen und über ihr Schicksal. Der Arbeitskreis bemüht sich, die ersten Ansätze des städtischen „Engagements“ auszuweiten, damit es nicht bei „Feigenblattaktionen“ bleibt. So haben auf Anfrage 8 ZwangsarbeiterInnen aus Tschechien geantwortet, dass sie eine Einladung nach Regensburg gern annehmen werden. 13 Betroffene haben jedoch geantwortet, sie könnten die Strapaze einer solchen Reise aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr auf sich nehmen. Zusammen mit Luise Gutmann von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes und anderen MitstreiterInnen hat Elisabeth Reinwald, Bistumssprecherin von pax christi, Anfang Juni acht dieser Menschen in Tschechien besucht. Sie berichtet darüber in diesem Rundbrief. Der Arbeitskreis „Zwangsarbeit in Regensburg“ bemüht sich darum, dass die Stadtverwaltung auch die reisewilligen und reisefähigen ehemaligen ZwangsarbeiterInnen aus Tschechien zu einem Besuch nach Regensburg einlädt. Ende Juli ist das Team zu einer zweiten Reise nach Tschechien aufgebrochen, um die fünf weiteren ehemaligen ZwangsarbeiterInnen zu besuchen, die einen Besuch in Regensburg nicht mehr auf sich nehmen wollen oder können. Über ihre Erfahrungen mit solchen Besuchen berichtet erneut auch Frau Dr. Anke Janssen. Sie war im November letzten Jahres zu ehemaligen ZwangsarbeiterInnen nach Weißrussland gereist und ergänzt in diesem Rundbrief ihre Berichterstattung über diese Reise. Abschließend noch eine weitere erfreuliche Mitteilung: der Antrag von pax christi – Deutsche Sektion an den Versöhnungsfonds der Deutschen Bischofskonferenz wurde positiv beschieden, und pax christi –

Regensburg wird für die Finanzierung dieser Aktivitäten Mittel aus diesem Fonds erhalten. Lesen Sie auch dazu den Artikel von Elisabeth Reinwald.

Die meisten Mitglieder von pax christi – Regensburg haben ihren Mitgliedsbeitrag für das Jahr 2001 bezahlt oder einziehen lassen. Einige Zahlungen stehen noch aus. Die Betroffenen entgehen der Mahnung, wenn sie den Beitrag auf das Konto Nr 1167464 bei der Ligabank Regensburg (BLZ 750 903 00) einzahlen, oder bei pax christi – Regensburg (Tel. 0941/563598) anrufen.

Am 23. März 2001 fand im Diözesanzentrum Obermünster die vom Katholischen Bildungswerk zusammen mit pax christi veranstaltete Podiumsdiskussion zum Thema „Aufnahme von Deserteuren in Städten“ statt. Paul Reinwald berichtet in diesem Rundbrief über diese Veranstaltung. Am 10./11. Februar hatten Elisabeth und Paul Reinwald mit Martina Lang-Dolles sowie Annemarie Konrad und Hans Hubert die Möglichkeit, bei Pfarrer Siegfried Felber in Bad Abbach pax christi und seine Aktivitäten in den Gemeindegottesdiensten vorzustellen. Dabei sammelten sie, ganz nebenbei, Spenden in Höhe von DM 1.565,- für TABITA, das Hilfswerk für kriegstraumatisierte Kinder in Novi Sad (siehe oben). Schließlich fanden sich im Leitungsteam vier Leute, die am Dienstag in der Karwoche in der St.-Jakobs-Kirche in Regensburg eine ganz andere „Predigt aus dem Alltag“ verkündeten. Pfarrer Helmut Heiserer und Siegfried Höhne berichten darüber in diesem Rundbrief.

Otto Josef Ziendorf

„Fremde und Nächste“ – eine andere Predigt aus dem Alltag

Am Dienstag in der Karwoche (10.04.2001) gestaltete pax christi – Regensburg einen Gottesdienst in der Kirche St. Jakob in Regensburg, der zum einen an die Tradition der Predigtreihen aus dem Alltag anschloss, zum anderen aber in der Gestaltung ungewöhnlich und vielleicht deshalb besonders ansprechend war. Erfreulich viele Menschen waren aufgrund der Ankündigungen in der Tagespresse und im Bistumsblatt in die Kirche St. Jakob gekommen, die uns der neue Regens, Gottfried Dachauer unkompliziert zur Verfügung gestellt hatte. Nach der Begrüßung und einem ge-

meinsamen Lied war die Predigt das Herzstück dieses Gottesdienstes. Sie war in drei Schritte aufgeteilt, die das Thema strukturierten und von verschiedenen Seiten her beleuchtete.

Im ersten Teil stellte Siegfried Höhne sehr eindrücklich dar, wie besorgniserregend fremdenfeindliche Übergriffe auch in Regensburg zu beobachten sind. Er anerkannte allerdings auch ermutigende Aktionen und Veranstaltungen gegen fremdenfeindliche Tendenzen und Vorkommnisse. Der Text dieses Predigtteil ist in diesem Rundbrief nachzulesen. Im zweiten Teil der Predigt stellte Dr. Hans Hubert mit je einer Schriftstelle aus dem Alten und dem Neuen Testament dar, was die Grundlage von uns Christen ist, wenn wir uns gegen fremdenfeindliche Tendenzen und Aktionen stellen. Den dritten Teil gestalteten ich selbst zusammen mit Dr. Mechthild Kunst im Dialog. Wir zitierten abwechselnd aus dem Wort der deutschen Bischöfe „Gerechter Friede“ vom 27.09.2000, genauer aus dem 3. Kapitel „Aufgaben der Kirche“, in dem unter dem Stichwort „Bewährungsfelder kirchlichen Handelns für den Frieden“ Aussagen zum Umgang mit Fremden konkretisiert werden. Es wurde deutlich, dass dieses Wort der Bischöfe an theologischer Tiefe, an politischer Deutlichkeit und an konkreten Aussagen wenig zu wünschen übrig lässt. Dennoch war es wichtig, dass Mechthild Kunst nach jeweils einem Zitat aus dem Wort der Bischöfe Fragen an uns Christen, konkret an die zum Gottesdienst Versammelten, formulierte und die notwendigen Pausen ließ, um über diese Fragen – und mögliche Antworten – nachzudenken.

Der Predigt folgte ein meditatives Instrumentaltück mit der Querflöte, das Monika Armbruster – Deschamps künstlerisch virtuos und meditativ beeindruckend gestaltete, so dass eine sehr gefüllte Stille entstand, in die hinein diese Musik zum Nachdenken anregte. Nach aktuell formulierten Fürbitten und einem gemeinsamen Vater-unser klang der Gottesdienst mit einem Lied aus.

Es war ein Wagnis, kurz angekündigt und bereits nach Beginn der Osterferien einen solchen Gottesdienst anzubieten. Doch sowohl die Anzahl der GottesdienstteilnehmerInnen als auch das erfreuliche Echo auf diesen Gottesdienst lässt überlegen, ob ein solcher Gottesdienst jeweils in der Karwoche oder auch öfter nicht zur Tradition werden könnte. Wenn wir von *pax christi* immer wieder bedauern, dass von offizieller kirchlicher Seite zu aktuellen Problemen zu selten etwas gesagt wird

und dass solche Fragen in Gottesdiensten so wenig vorkommen, so könnten wir ja selbst mit solchen Gottesdiensten einen Beitrag leisten.

Helmut Heiserer

„Fremde und Nächste“ - Gottesdienst in St. Jakob, Regensburg

Es ist in unserer Stadt passiert. Vor wenigen Wochen: 10 bis 15 Jugendliche fallen über einen 17jährigen Burschen her. Sie schlagen ihn, werfen ihn zu Boden. Der Haupttäter schleudert eine Flasche gegen den Kopf des Wehrlosen, einige andere treten den am Boden Liegenden gegen den Kopf. Der Geschlagene hat Glück. Seine äußeren Verletzungen sind nicht lebensbedrohlich. Bedrohlicher sind sicher seine inneren Verletzungen, seine Demütigungen. Der junge Bursche, Schüler am Regensburger Werner-von-Siemens-Gymnasium, wurde zusammengeschlagen - weil er türkischer Abstammung ist. Ausländer also, Fremder. Zusammengeschlagen von einer Horde Halbstarker, die es besonders cool finden, auf Ausländer loszugehen, dabei rechtsradikale Parolen zu grölen und jüdische Einrichtungen zu beschmierern. Der braune Sumpf - er wütet auch in Ostbayern. Allein im vergangenen Jahr registrierte das Polizeipräsidium Niederbayern/Oberpfalz 290 Delikte und 11 Gewalttaten. 230 aktive Rechtsextreme zählte die Polizei, die meisten zwischen 16 und 24 Jahren alt, ein Großteil von ihnen kommt übrigens aus geordneten Verhältnissen - wie die Polizei immer wieder versichert.

Vor allem zwei Orte in Ostbayern werden zum Synonym für rechte Gewalt: Weiden und Deggen Dorf. In Weiden fliegen Farbbeutel und Steine auf jüdische Einrichtungen und das Mahnmal gegen den Rassenwahn. Dazu werden hasserfüllte Briefe an die jüdische Gemeinde geschrieben - anonym natürlich. Die Polizei scheint machtlos, trotz einer Gesamtbelohnung von 21.000 Mark sind die Täter bis heute nicht gefunden.

Anders dagegen in Deggen Dorf. Hier kann die Polizei fünf Rädelsführer aus der Skinhead-Szene ermitteln. Der jüngste ist 16. Ihnen werden 12 schwere Körperverletzungen, zwei Sachbeschädigungen und eine Bedrohung zur Last gelegt. Opfer sind Deutsche - mit und ohne ausländischer Herkunft. Manche Einheimische werden zusammengeschlagen, nur weil sie wie Ausländer aussehen. Die meisten Täter haben eine dumpfe fremdenfeindli-

che Einstellung, Alkoholkonsum spielt oft eine große Rolle.

Oder einfach Hass auf die Gesellschaft. Wie dieser 38jährige aus Regensburg. Ihn kann die Polizei auf frischer Tat ertappen, als er wieder mal Hakenkreuze und Nazi-Parolen auf Hauswände schmiert. Darunter auch Gebäude der Universität und das Vereinslokal der Regensburger Lesben- und Schwuleninitiative Resi.

Wo bleibt der Aufschrei in der Bevölkerung gegen diese Taten? Ein vieltausendfaches „So nicht“, wo bleibt die tätige Zivilcourage? Ist jener Fall womöglich traurige Realität, der sich vor kurzem in einem Bus bei Falkenstein zugetragen hat. Hier hat eine Gruppe Halbstarker einen jungen Burschen brutal zusammengeschlagen. Alle Businsassen haben zugeschaut und geschwiegen, der Busfahrer hat sogar gesagt: „Das geht mich nichts an.“

Ist die Gesellschaft in ihrer grenzenlosen Gier nach dem Immer-Mehr-Haben-Wollen dabei, ihre Menschlichkeit zu verlieren, ihre Sensibilität für die Solidarität mit denen, die in Not geraten? Wo also bleibt der Aufstand der Anständigen, zu dem Bundeskanzler Schröder aufgerufen hat?

Es gibt zumindest kleine Zeichen des „So nicht“. Die 10.000 Menschen etwa, die im November in Regensburg auf die Straße gehen, um gegen Rechte Gewalt und Fremdenfeindlichkeit zu demonstrieren. Die größte Kundgebung in unserer Stadt. Oder die 3000 Unterschriften des Aktionsbündnisses gegen Gewalt und Rechtsradikalismus in Weiden. Oder die fast 2000 Schüler der Kerschesteiner Berufsschule in Regensburg, die sich mit ihrer Unterschrift von rechter Gewalt distanzieren. Und dann natürlich die Klasse 11d des Werner-Von-Siemens-Gymansiums. Die Schüler solidarisieren sich mit ihrem türkischen Freund. Es ist der Bursche, der - wie anfangs geschildert - auf so brutale Art zusammengeschlagen worden ist. Doch sie belassen es nicht mit dieser Aktion. Sie schreiben Briefe an die Politiker aller Parteien - von links bis ganz rechts. Und sie stellen darin eine Frage: „Was können Sie tun, damit sich so ein schrecklicher Vorfall wie in Regensburg nicht mehr wiederholt?“ Die Antworten auf diese Frage sind so bunt wie das politische Spektrum. Sie reichen von primitiven Parteifloskeln bis hin zu persönlichen Zeilen. Auf drei Antworten warten die Schüler übrigens laut Mittelbayerischer Zeitung noch heute. Auf die Antworten von Bundesinnenminister Schily, des bayrischen Innenministers Günther Beckstein und des Regensburger Oberbürgermeisters Hans Schaidinger. All diese aufgeführten Beispiele für Zivilcourage sind hoffnungsvolle Zeichen. Wenige zwar, aber hoffnungsvoll.

Noch mehr könnten und müssten diesen Beispielen folgen. Freilich: Zivilcourage auszuüben ist leichter gesagt als getan. Sie kann bisweilen schmerzhaft Folgen haben. Jener mutige Taxifahrer kann davon sicher ein Lied singen. Dieser Taxifahrer hat Fahrgäste zur Rede gestellt, weil sie sich mit dem Hitlergruß verabschiedet haben. „So nicht - sagte er.“ Doch die Courage des Taxifahrers wird nicht belohnt. Die rechtsradikalen Fahrgäste fallen über den Taxifahrer her und schlagen ihn zusammen. Diese Tat passierte übrigens nicht in Dessau, Hoyerswerda oder Frankfurt an der Oder - diese Tat hat sich in Regensburg ereignet.

Siegfried Höhne

EXTRATEIL

Preisverleihung an Otto Schwerdt

Alle, die an der Verleihung der Auszeichnung „Einspruch wagen – Preis für Zivilcourage“ an Otto Schwerdt im Regensburger Diözesanzentrum teilnahmen, werden bestätigen: Es war ein würdevoller und vielbeachteter Auftakt für diesen Preis. Sicher lag dies nicht zum geringsten an der Person des Ausgezeichneten selbst. Gewiss auch an der großen Ernsthaftigkeit und verantwortungsvollen Bemühung, mit der die Mitglieder der Jury in einer wohlthuend diskursiven Atmosphäre die Entscheidung herbeiführten. Bestimmt spielte aber auch eine Rolle, dass viele engagierte Regensburgerinnen und Regensburger den Zeitpunkt für gekommen hielten, solch eine Auszeichnung zu etablieren und diesem Abend den angemessenen Rahmen zu geben. Dazu kam wesentlich, dass der emeritierte Regensburger Dekan Reinhard von Loewenich als Laudator die richtigen Worte fand. Pax christi Regensburg hat gut daran getan, das Vorhaben so zu verwirklichen. Dem neuen Preis konnte wiederum kaum etwas Besseres widerfahren, als in der Persönlichkeit eines Otto Schwerdt seinen ersten Geherten zu finden.

Es genügt eigentlich – ohne viele weitere Worte machen zu müssen – die Reden der Hauptakteure des Abends wiederzugeben, um einiges von der hellwachen, aufmunternden und heiterbewegenden Stimmung anklingen zu lassen, die diese Veranstaltung ausstrahlte. Ausdrücklich genannt werden muß in diesem Zusammenhang der wichtige Akzent der SchülerInnen des Werner-von

-Siemens-Gymnasiums. Sie rezitierten Auszüge aus dem Apell Udo Lindbergs „An die Nazis“ und schlugen durch die gleichzeitig eindringliche und lockere Sprache Lindbergs eine Brücke sowohl zur Jugend als auch zur Tagesproblematik. Wieder einmal war davon im Bericht der – leider einzigen – Regensburger Tageszeitung nichts zu lesen. Genausowenig waren Inhalte der Rede des Laudators erwähnt. Bei uns soll jedoch das „Event“ – das wir natürlich auch genossen haben – nicht die Inhalte vergessen machen. Deshalb sind im Folgenden die Begrüßungsworte von Elisabeth Reinwald, dann die Laudatio von Reinhard von Loewenich und schließlich die Antwort von Otto Schwerdt im Wortlaut wiedergegeben.

Max Hutzler

Begrüßung durch Elisabeth Reinwald

Liebe Gäste, sehr geehrte Damen und Herren. Ich begrüße Sie ganz herzlich zur Verleihung des von pax christi, Regensburg, gestifteten Preises für Zivilcourage „Einspruch wagen“.

Die Auszeichnung wird heute zum ersten Mal verliehen als Anerkennung für beispielhaftes, zivilcouragiertes Handeln. Unser erster Preisträger ist Herr Otto Schwerdt.

Lieber Herr Schwerdt, ich begrüße Sie ganz herzlich hier bei uns. Ich freue mich, dass gerade Sie der erste Preisträger sind. Das verleiht dem Preis für die Zukunft eine besondere Güte.

Ich freue mich, dass Sie, Frau Rachel Schwerdt, mitgekommen sind. Seien Sie herzlich willkommen. Ebenso herzlich begrüßen möchte ich noch Mitglieder aus Ihrer Familie, sowie Ihre persönlichen Freunde und Mitglieder aus der Jüdischen Gemeinde. Ich freue mich, dass Sie unsere Gäste sind.

Herr Schwerdt, Sie sollen heute Abend im Mittelpunkt stehen und alle anderen Gäste sind hier, um Sie als Preisträger zu ehren.

Bestimmt erlauben Sie mir aber, dass ich einige wenige Personen und Gruppen namentlich nenne und begrüße.

An erster Stelle möchte ich hier die Schülerinnen und Schüler der Klasse 11d des Werner-von-Siemens-Gymnasiums und die Schülerinnen und Schüler der Schülermitverwaltung der Kerschensteiner Schule herzlich begrüßen. Sie sind heute unsere Ehrengäste, die uns ganz besonders willkommen sind.

Nach Ihnen darf ich Herrn Reinhard v. Loewenich begrüßen, der nach Regensburg gekommen ist, um für seinen Freund und ehemaligen Mitstreiter Herrn Schwerdt die Laudatio zu halten.

Bei unseren Überlegungen, wer wohl ein würdiger Laudator für unseren Preisträger sein könnte, sind Sie uns, Herr v. Loewenich, sehr rasch als möglicher Redner eingefallen. Allerdings war es nicht ganz so einfach, Kontakt zu Ihnen herzustellen. Ihr Wohnort in Berlin war verwaist. Ihre Freunde und Bekannten wussten nicht, wo Sie sich gerade aufhielten. So blieb uns nichts anderes übrig, als mit dedektivischer Akribie Nachforschungen über ihren Aufenthaltsort einzuholen. Stellen Sie sich vor, wir wurden schließlich fündig. Wir entdeckten Sie in einem Hotel in Talin in Lettland. Doch dann meldeten Sie sich glücklicherweise aus Berlin und sagten uns spontan als Laudator zu. Wir haben uns sehr darüber gefreut.

Als nächsten Gast möchte ich Frau Helga v. Loewenich begrüßen. Sie stehen Herrn Schwerdt ebenso nahe wie Ihr Mann. Ich weiß, dass Sie zur jüdischen Gemeinde und ihren Verantwortlichen vielfältige Beziehungen gepflegt haben, als Sie noch in Regensburg wohnten. Wir freuen uns, dass Sie heute hier sind, um mit uns zu feiern.

Herzlich willkommen sind uns die Vertreter der Kirchen und Religionsgemeinschaften - Herr Hans Rosengold für die jüdische Gemeinde, - Herr Dr. Helmut Millauer für die evangelisch lutherische Kirche, - Herr Dr. Max Hopfner für die katholische Kirche, - Herr Dr. Gustav Rosenstein als Vertreter des WCRP, der Weltkonferenz der Religionen für Frieden.

Frau Erika Simm ist aus dem Bundestag zu Ihrer Feier gekommen und Frau Anke vertritt die Stadt Regensburg, Herr Schwerdt. Ich begrüße sie ganz herzlich. Begrüßen möchte ich auch die Vertreterinnen und Vertreter des Stadtrates, zeigen Sie Ihnen doch, Herr Schwerdt, welche Anerkennung Sie in unserer Stadt genießen.

Ein Mitglied unserer Bewegung ist aus Bad Vilbel gekommen. Christa-Maria Weber ist Geschäftsführerin der Internationalen katholischen Friedensbewegung pax christi, deutsche Sektion. Christa, wir freuen uns, dass du gekommen bist, diesen freudigen Tag mit uns zu teilen.

Wir freuen uns auch über die vielen Gäste, die als Vertreterinnen und Vertreter von Gruppen und Initiativen bei uns sind - Amnesty International,

Deutscher Gewerkschaftsbund, Arbeitskreis gegen rechtsradikale Strömungen, VertreterInnen der politischen Parteien, Vereinigung der Naziverfolgten.

Stellvertretend für alle Initiativen möchte ich eine inzwischen betagte Persönlichkeit des vielseitigen couragierten Engagements in Regensburg nennen. Sie war uns Jahrzehnte lang Vorbild im widerständigen Handeln. Frau Lore Gollwitzer. Wir freuen uns, liebe Lore, dass du hier bist.

Die vielen anderen Gäste, Freunde Sympathisanten, die ich nicht genannt habe, sind uns ebenso herzlich willkommen. Sie zeigen uns ganz deutlich, welche Wertschätzung und Verehrung Sie Herr Schwerdt in unserer Stadt und weit darüber hinaus genießen.

Lassen Sie mich nun ein paar Worte zur Entstehung des Preises für Zivilcourage sagen.

Die Idee, Menschen oder Initiativen auszuzeichnen, die durch ihr öffentliches Engagement Partei ergreifen gegen Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Gefährdung der Zukunft ist schon vor einigen Jahren in unserer Mitte entstanden. Rechtsradikale Übergriffe und menschenverachtendes Verhalten nicht nur in den Neuen Bundesländern, auch in Bayern, in der Oberpfalz und in Regensburg stärkten uns, Mitglieder in pax christi Regensburg, in unserem Vorhaben.

Max Hutzler und Siegfried Höhne ist es zu verdanken, dass die Idee konkret wurde und nicht nur die Mitglieder in unserer Bewegung erfasste, sondern auch unsere Freunde und Mitstreiter. Einer unserer Freunde ließ sich sehr kreativ begeistern. Aus der Idee in den Köpfen und Herzen geboren, gestaltete Herr Dr. Paul Winkler ein Kunstobjekt, den Preis für Zivilcourage. Lieber Herr Winkler, wir danken Ihnen ganz herzlich für Ihre spontane Begeisterung und die künstlerische Gestaltung des Preises. Bitte, Herr Winkler, Sie können es viel besser als ich. Erklären Sie uns jetzt Ihre Gedanken und Überlegungen, die Sie leiteten bei der Gestaltung des Preises.

Herr Winkler, wir sind dankbar, dass Sie die Ideen und Gedanken, die in der Begründung des Preises genannt werden, Gestalt werden ließen. Ihre künstlerische Formgebung erklärt und verdichtet das, was wir mit diesem Preis ausdrücken wollen. Ganz herzlichen Dank.

Liebe Gäste, ein Preis bekommt auch dadurch Gewicht, dass ein möglichst breites Spektrum von

Persönlichkeiten, die sich der Idee des Preises verpflichtet fühlen, für die Jury gewonnen werden kann. Ohne zu zögern haben fast alle Mitglieder der Jury, die wir angefragt haben, spontan zugesagt.

Lassen Sie mich die Namen der Jury-Mitglieder kurz nennen und Ihnen ganz herzlich für ihr Engagement danken.

Herr Professor Dr. Konrad Baumgartner
Frau Dr. Ingrid Dobroschke
Herr Professor Dr. Josef Eckstein
Frau Christa Meier
Herr Jörg Skribeleit
Herr Dr. Paul Winkler
Herr Siegfried Höhne
Herr Max Hutzler
Herr Otto-Josef Zündorf
und ich, Elisabeth Reinwald



Otto Schwerdt und Jurymitglieder

Wir sind froh und dankbar, dass der Entscheidungsprozess innerhalb der Jury so verantwortungsbewusst, dialogbereit und offen geführt wurde. Es war für uns eine sehr schöne Erfahrung des gemeinsamen Bemühens bei der Suche nach einen würdigen Preisträger.

Erfreulich war für uns auch die breite Resonanz auf unsere Ausschreibung. Zwischen 8 gut begründeten Vorschlägen musste die Jury entscheiden. 2 Vorschläge wollte die Jury an diesem Abend etwas ausführlicher hervorgehoben wissen.

Die Jury empfand das Engagement der Schülerinnen und Schüler der Klasse 11d des Werner-von-Siemens-Gymnasiums und die Aktivitäten der Schülermitverantwortung an der Kerschensteiner-Schule als besonders ehrens- und achtenswert.

Die Schülerinnen und Schüler des Werner-von-Siemens-Gymnasiums solidarisierten sich auf vorbildliche Weise mit einem türkischen Mitschüler, der von rechtsradikalen Jugendlichen brutal attackiert worden war. Die Schülerinnen und Schüler

begnügten sich nicht mit Gesten des Mitfühlers, sie wollten darüber hinaus zukünftige Übergriffe möglichst vermeiden. Deshalb schrieben sie an Politiker und Parteifunktionäre Briefe, in denen sie ihre Abscheu vor rechtsradikalen Übergriffen ausdrückten und anfragten, was die Gesellschaft und konkret die Politiker zu tun gedenken, um solche menschenverachtende Übergriffe zu vermeiden.



Zum selben Übergriff auf einen türkischen Schüler organisierte die Schülermitverwaltung an der Kerscheneiner Schule eine Unterschriftenaktion, um ein Zeichen zu setzen gegen Gewalt und für ein friedliches Zusammenleben.

Ich möchte Ihnen, liebe Gäste, gerne den Text der Unterschriftensammlung vorlesen, zeigt er doch, welchen Mut die Berufsschüler durch diese Aktion bewiesen haben.

„Regensburger Berufsschüler setzen ein Zeichen gegen Rechts.“

Am 3. März 2001 wurde ein türkischer Jugendlicher in Regensburg von Rechtsradikalen brutal zusammengeschlagen. Da der Haupttäter das Kerscheneiner-Berufsschulzentrum besucht, wollen wir uns in aller Deutlichkeit von dieser Tat distanzieren.

Deshalb fordern wir mit unserer Unterschrift auf, nicht wegzusehen und zu schweigen, sondern offener rechter Gewalt entgegenzutreten.“

Lassen Sie mich im Namen aller hier anwesenden Gäste Ihnen, liebe Schülerinnen und Schüler, für Ihr Engagement gegen rechtsradikale Attacken und rechtsradikales Gedankengut ganz herzlich danken. Unsere Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben in unserer Gesellschaft mit Ausländern, Behinderten, Obdachlosen und Bürgerinnen und Bürgern aller Couleur wird durch ihr Engagement genährt. Auch wenn es diesmal für den Preis für Zivilcourage noch nicht gereicht hat, so verstehen Sie, liebe Schülerinnen und Schüler zusammen mit Ihren Lehrern, den herzlichen Applaus der Festversammlung bitte als besondere Ehrung.

Vielleicht ist Ihnen aufgefallen, liebe Gäste, dass wir den Preis für Zivilcourage am 19. Juli, den Vorabend des 20. Juli zum ersten Mal verleihen. Ganz bewusst haben wir diesen Tag gewählt, um auch die Männer des 20. Juli um Oberst Graf Stauffenberg zu ehren.

Ihr Mut und ihre Verantwortung zum Wohle der Menschen und ihr Widerstand gegen ein Unrechtssystem müssen uns ständige Mahnung bleiben und zu einem klaren Bekenntnis für eine offene, gleichberechtigte und demokratische Zivilgesellschaft führen.

Und ein Mahner wider das Vergessen, gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassismus und für Versöhnung über religiöse und nationale Grenzen hinweg, das ist Otto Schwerdt. Zwischen Regensburg, Flossenbürg, Weiden, München, Bayreuth und so vielen anderen Orten pendelt er, immer noch selbst am Steuer seines Autos, um Menschen und vor allem jungen Menschen die Zeit des Nazi-Terrors vor Augen zu führen. Seine Rede und sein Handeln wider das Vergessen stellt Otto Schwerdt in den Dienst für ein friedvolles Zusammenleben der Menschen.

In großer Einmütigkeit hat sich die Jury für Otto Schwerdt als ersten Preisträger entschieden. Er schafft durch sein Leben, sein Buch und die Lesungen daraus Zugänge zur Vergangenheit und schlägt zugleich Brücken zu den Menschen heute und zu aktuellen gesellschaftspolitischen Problemen.

Mehr möchte ich als Begründung für unsere Entscheidung jetzt nicht erwähnen. Herr v. Loewenich wird gleich diese Aufgabe für mich übernehmen.

Lassen Sie mich aber noch ein paar Worte zu unserem Laudator Herrn Reinhard v. Loewenich sagen.

Die meisten Gäste werden Herrn v. Loewenich noch aus seiner Regensburger Zeit kennen, als er hier von 1989- 1998 als Dekan tätig war. Wir haben ihn als eine Persönlichkeit in Erinnerung, der einer offenen, weiten und verantwortungsbereiten Kirche vorstehen wollte. Sein weiter Blick fiel auf Menschen, die am Rande der Gesellschaft standen, die bedürftig waren, hier in Regensburg, doch auch in Osteuropa, in Brasilien, in Südafrika und an vielen anderen Orten. Mit der jüdischen Gemeinde suchte Herr v. Loewenich den Dialog und die Begegnung. Es wurde daraus eine Liebe und Freundschaft zu Menschen, die noch immer Früchte in unserer Stadt trägt. Herr v. Loewenich scheute sich nicht, politisches Profil zu zeigen. Mit Abt Emma-



E. Reinwald, Otto und Gela Schwerdt

nuel Jungclaussen segnete er im Mai 1995 das Kreuz in Niederaltaich zum Erhalt einer freifließenden Donau. Damals ermunterte Herr v. Loewenich seine Zuhörer, nicht zu schweigen, um nicht Mittäter beim Tode der Schöpfung zu werden. Über Konfessions- und Religionsgrenzen hinaus ermutigte Herr v. Loewenich durch sein ganz persönliches Engagement die vielen Gruppen und Initiativen, die für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung tätig waren und bestärkte sie auf ihrem Weg. Ich habe persönlich oftmals erlebt, dass wir im Arbeitskreis Südafrika immer wieder Hilfe und Zuspruch von seiner Seite bekamen. Birgit Beck und ihre Mitstreiterinnen wussten um seine Solidarität gegen Apartheid.

Bestimmt hätten Sie, liebe Gäste hier im Saal, noch Vieles zu ergänzen, was für Sie in der Erinnerung

bedeutungsvoll ist. Vielleicht ist es Ihnen möglich, sich heute abend noch im persönlichen Gespräch mit Herrn v. Loewenich auszutauschen.

Herr v. Loewenich, ich bitte Sie nun, nach dem Musikstück, das wir gleich hören werden, Ihre Laudatio für unseren Preisträger Herr Otto Schwerdt vorzutragen.

Auf Wunsch von Herrn Schwerdt haben wir uns um Kleezmermusik bemüht. Und diese Musik spielen für uns heute Abend Herr Patrick Ehrlich auf der Klarinette und Herr Freddie Granzer auf dem Akkordeon. Vielen Dank, dass ihr unseren Wunsch nach Kleezmermusik erfüllen konntet.

Elisabeth Reinwald

Laudatio zur Preisverleihung an Otto Schwerdt

Sehr verehrte Damen und Herren, lieber Otto Schwerdt!

Es ist wahrlich ein erfreulicher Anlass, der uns in dieser Stunde in so großer Anzahl hier zusammenführt. Ein Anlass, der einen Namen hat, der wohl den meisten unter uns lieb und vertraut geworden ist. Otto Schwerdt heißt dieser Name und es ist eben ein Name, der für etwas steht, etwas verbürgt, nämlich dass es so etwas gibt in dieser Stadt, in unserer Zeit, in unserer Gesellschaft: Zivilcourage - zu deutsch: Bürgermut. Dass es das gibt: das Wagnis des Einspruchs, Widerspruchs in einer Zeit, da so viele schweigen- schweigen, wo es doch gilt den Mund aufzutun .

Stunde der Freude, der Dankbarkeit, so sagten wir.

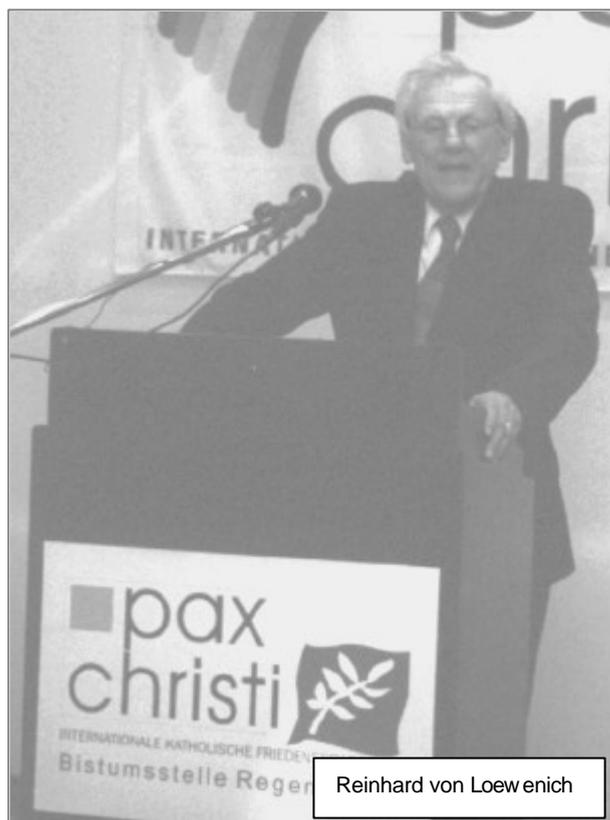
Und doch, wir spüren es - in diese feierliche Freude mischt sich Nachdenklichkeit, ja etwas wie Betroffenheit. Es ist die Frage: Wie ist es bestellt um eine Civitas, um eine Gesellschaft, um unsere deutsche Gesellschaft, in der sich eine Organisation wie Pax Christi gedrängt sieht, einen solchen Preis zu stiften, einen Preis für Zivilcourage. Wird hier, so lautet das Bedenken, der Mut zum Einspruch, die Zivilcourage nicht in den Rang des Aussergewöhnlichen, der Ausnahme, ja des schier Anormalen erhoben ? Also um das Prädikat des Selbstverständlichen, des Allgemeingutes, der Allgemeintugend gebracht? Wären wir hier zu dieser Feierstunde versammelt, wenn es so wäre- und ich mache jetzt einen kleinen Flug ins Land der Utopie: Zivilcourage ganz oben auf den Lehrplänen und in der Unterrichtspraxis unserer Schulen, eingeübt wie das Lesen und Rechnen, zuhause

in allen Klassenzimmern und auf den Schulhöfen. Zivilcourage, Mut zum Ein- und Widerspruch als vorrangiges Kriterium, höchste Qualifikation bei Beurteilungs- und Bewerbungsgesprächen in Behörden und Betrieben, Zivilcourage als Markenzeichen unseres Universitäts- und Wissenschaftsbetriebes mit seinen Hierarchien und Karrierestufen. Und wahrlich nicht zuletzt wenn diese Tugend, der Mut zum Einspruch und zum Widerspruch allzeit gepredigt worden wäre von den Kanzeln unserer Kirchen als Konsequenz des Evangeliums. Wobei dieser Mut zum Einspruch ja zusammenfällt und voraussetzt jene Tugend des Hinsehens, nicht Wegsehens, sich nicht Vorbeidrückens. Unüberholbar ist das ausgedrückt in Jesu Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Ein Gleichnis, das freilich zuerst das Gleichnis von jenen Klerikern und Frommen ist, die eben nicht hingesehen haben, nicht Einspruch erhoben und nicht eingegriffen haben, als da einer unter die Räuber gefallen war. Die Straße von Jerusalem nach Jericho in Jesu Gleichnis - auch daran erinnert uns diese Feierstunde voller Schmerz und Scham - ist unendlich lang und weit. Sie führte und führt auch mitten durch Europa und Deutschland, für Otto Schwerdt von Braunschweig nach Auschwitz und für viele andere von Regensburg nach Piaski und wie die Orte der Vernichtung alle heißen.

Strassen, an denen viel zu wenige zugegen waren, die hingesehen haben, Einspruch wagten, sich den Räubern zur rechten Zeit entgegenstellten.

Zurück zum Ausgang unseres kleinen utopischen Exkurses. Nein, so sagten wir, es bedürfte keiner Preise für Zivilcourage und für den Mut zum Einspruch, wenn das so wäre: wenn solche Zivilcourage den Rang der allgemeinen Bürger- und Christenpflicht besäße, Inhalt und Inbegriff einer sogenannten deutschen Leitkultur, wenn es denn eine solche geben soll; einer Kultur, die keiner großen Worte und keiner Preise bedürfte, weil sie schlicht und einfach und alltäglich geübt und gelebt wird.

Wir alle wissen, haben es nicht zuletzt in der jüngsten Vergangenheit erneut erlebt: dem ist nicht so. Auch heute wird in Deutschland wieder viel zu oft weggeschaut, viel zu oft geschwiegen, verharmlost, wenn es gilt hinzuschauen, Einspruch zu erheben, die Straße nicht den Räubern zu überlassen. Ganz gleich ob diese nun im braunen Hemd auftreten oder als Glatzköpfe mit Springerstiefeln, nicht zu reden von ihren pseudointellektuellen Hintermännern. Weil das so ist, braucht unsere Gesellschaft, unsere Jugend Vorbilder, ermutigende Beispiele engagierten Bürgermutes, braucht sie Anlässe wie jenen, der uns hier zusammenführt,



braucht sie Menschen wie Otto Schwerdt, den es hier und jetzt zu ehren gilt.

Der Jury, die diesen Preis erstmals verliehen hat, ist es - dessen bin ich sicher - sehr leicht gefallen, sich ohne Zögern auf den Preisträger zu verständigen. Glückliche Jury; glücklich auch deshalb, weil sie sich der breitesten und freudigsten Zustimmung unseres Auditoriums gewiss sein darf. Schwerer hat es da schon der Laudator, wenn er jetzt den Lebensweg und das Wirken dieses Mannes würdigen soll, der ja den meisten unter uns längst kein Unbekannter, vielen vielmehr Freund und Weggefährte geworden ist. Ich will mich deshalb mit dem Mut zur Lücke auf wenige Stationen in seiner Biografie beschränken.

Otto Schwerdt wurde 1923 in Braunschweig geboren. Beide Elternteile waren dorthin nach dem ersten Weltkrieg aus dem polnischen Ostgalizien bzw. der heutigen Ukraine ausgewandert, bevor sich ihre Lebenswege dann in Deutschland kreuzten. Die familiären Wurzeln Schwerdts liegen so in einer tieferen Schicht in jenem ostmitteleuropäischen Raum, dessen reichen kulturellen Erbes wir heute staunend wieder inne werden, freilich auch all dessen, was dort mit der Ausrottung des Judentums für Europa unwiederbringlich verloren ging. Was mag die Eltern damals bewogen haben, ihre Zukunft in Deutschland zu suchen, in dem doch im Krieg geschlagenen und wirtschaftlich darniederliegenden Deutschland? Waren es nur

ökonomische Gründe oder nicht auch - tragischer Irrtum so vieler Juden Osteuropas - die Wertschätzung, die Sympathie für all das, was sie mit deutscher Kultur und Humanität verbunden hatten und was gerade auch in der alten Welfenstadt Braunschweig einen prägenden Ausdruck gefunden hat. Konnten sie ahnen, dass gerade diese Stadt schon vor 1933 zu einer Hochburg der nazistischen Bewegung werden sollte? Als 1931 über 100 000 SA-Männer zu einer stundenlangen Demonstration nach Braunschweig kamen, waren Hitlers Worte: "Braunschweig - das ist die Verkündigung des unveränderlichen Endziels." Die Konturen jenes Endziels, das bald darauf zur Endlösung geworden ist - waren sie nicht damals schon deutlich geworden? Wenige, viel zu wenige haben sie erkannt, zu viele sind blind gewesen. Otto Schwerdts Eltern und mit ihnen die ganze Familie haben freilich sehr früh gespürt, was auf sie zukommen würde. 1936 - Deutschland war im olympischen Taumel - haben sie das Land ihrer einstigen Hoffnung verlassen, wieder auf dem uralten Flucht- und Wanderweg der deutschen Juden schon im Mittelalter - hin nach Osten, zurück nach Polen, nicht ahnend, dass selbst Polen ihnen nur knappe drei Jahre Atem-, Ruhepause gewähren konnte.

Was folgte, in den Jahren 1939 - 1945 hat Otto Schwerdt 1998 in seinem Berichtband "Als Gott und die Welt schliefen" selbst beschrieben, in einer bewegenden Weise, die alles fremde Nacherzählen schlicht verstummen lässt. Wenn das viel gebrauchte Wort von der Zeitzeugenschaft seinen Sinn, seine wahre Bedeutung hat, dann bei einem Dokument wie diesem: Zeugnis all jener Bestialität und all jener Grausamkeit, zu denen ein unmenschliches Herrenmenschentum auf dem Weg zu Hitlers schon ein Jahrzehnt zuvor verkündeten Endziel fähig war - aber auch Dokument ergreifender Menschlichkeit, Mitmenschlichkeit, eines neuen Begriffs von Heldentum auf seiten der gequälten und zur Schlachtbank getriebenen Opfer. Allein schon die Verbundenheit und der Zusammenhalt des Vaters mit dem Sohn in den Lagern und auf den Todesmärschen wird jedem, der diesen Bericht gelesen hat, unvergessen bleiben.

Wo für jene dunkelsten Jahre die Aufzeichnungen Otto Schwerdts nur für sich selber sprechen sollen, muss jetzt um so deutlicher und voller Dankbarkeit von dem die Rede sein, was als Konsequenz aus jenen Leidensjahren den weiteren Lebensweg und das Wirken Otto Schwerdts bis zu heutigen Tag bestimmt. Der Weg führt zuerst - nach Zwischenaufenthalten in Weiden und Regensburg - in Erfüllung vieler Träume aus jenen dunklen Nächten nach Israel, wo er aktiv am Kampf um die Entste-

hung des neuen Staates teilnimmt. Aber 1954, als der Vater in Regensburg schwer erkrankt war, kehrte er gemeinsam mit seiner Frau Gela hierher zurück. Und wieder beginnt ein neues Kapitel, das überschrieben ist mit jenem Wort der Zivilcourage, des Bürgermuts. Mut und hoffnungsvolles Vertrauen bedurfte es damals, als Jude in das Land der Täter zurückzukehren, dort eine neue Existenz zu gründen, Bürgerrechte, Bürgerpflichten wahrzunehmen. Mut bedurfte es, mitzuarbeiten beim Neuaufbau jüdischer Gemeinden, manchen Missverständnissen ausgesetzt in Deutschland wie in Israel, aber doch vor allem beseelt von dem festen Willen: Hitlers Programm von der Endlösung eines judenfreien Deutschland sollte und durfte nicht den Sieg, das letzte Wort behalten!

Otto Schwerdt war sicher damals so wenig wie heute ein Mann der Illusionen. Er wusste, wie unendlich schwer und lang der Weg sein würde. Und doch glaubte er mutig an die Chance eines anderen, eines demokratischen Deutschland. An dessen Zukunft wollte er mitarbeiten, dafür sich engagieren. Und eben vor allem so mitarbeiten, dass er ankämpfte, Widerstand leistete gegen das Vergessen. Widerstand gegen alle jene, die unfähig und unwillig waren, Lehren zu ziehen aus dem Gewesenen. Zukunft, bessere und lohnende Zukunft blieb und bleibt für ihn immer verbunden mit dem Erinnern. So musste dies zum Inhalt, zur Aufgabe seines neu gewonnenen Lebens werden. Und an keinem anderen Ort so nötig, so unaufgebar wie in Deutschland.

Zu dieser Aufgabe und Verantwortung, die Otto Schwerdt damals übernommen hat, gehörte bald noch etwas anderes: die Mitwirkung bei der Anknüpfung eines neuen, von unendlichen Hypotheken und Schulden belasteten Dialogs zwischen Christen und Juden. Was das gerade auch in Regensburg mit seiner besonderen Geschichte des Antisemitismus im christlichen Gewande bedeutet hat und noch bedeutet, bedarf in diesem Kreis keiner eingehenden Begründung. Mögen die Archäologen in Regensburg, gegen manche anfängliche Widerstände, ihr Werk getan haben, wir alle werden noch lange zu tun haben, Wurzeln und Schichten des christlichen Antisemitismus bloßzulegen und aus unserem Denken, Lehren und Predigen zu tilgen. Otto Schwerdt und allen seinen Mitstreiterinnen und Mitstreitern in der Jüdischen Gemeinde - und ich nenne stellvertretend für alle den verstorbenen Kantor Leo Hermann s. A. und Hans Rosengold - gilt auch in dieser Stunde unser aller Dank dafür, wie sie uns bei dieser Aufgabe nicht allein gelassen, sondern mit uns diesen Weg gegangen sind. Zu den wichtigsten und ermuti-

gendsten Erinnerungen an meine eigene Zeit hier in Regensburg gehören für immer die Stunden des gemeinsamen Gebetes und des gemeinsamen Gedenkens zusammen mit unseren jüdischen Freunden, sei es in der Synagoge oder in einer unserer Kirchen. Als wir am 8. Mai 1995 in der Minoritenkirche des 50. Jahrestages des Kriegsendes und der Befreiung gedachten, da war das Schofarblasen von Rabbiner David Goldberg das Zeichen eines Neuanfangs in der Begegnung von Juden und Christen dieser Stadt - eines Neuanfangs, an dem Menschen wie Otto Schwerdt entscheidend mitgewirkt haben.

Es bleibt mir abschließend an jenes vorläufig letzte Kapitel im öffentlichen Wirken Otto Schwerdts zu erinnern, das den Auslobern unseres Preises wohl in ganz besonderer Weise vor Augen stand. 1998 hat Otto Schwerdt gemeinsam mit seiner Tochter Mascha Schwerdt-Schneller die Erinnerung an den Leidensweg seiner Familie unter dem Titel: "Als Gott und die Welt schliefen" niedergeschrieben. Wie schwer ihm dieser so schmerzliche wie heilsame Prozess des Erinnerns gefallen ist: wir können es nur ahnen, er selbst hat es immer wieder angedeutet. Wahrscheinlich hat er dabei zuerst an seine Kinder und Enkel gedacht. Sein Buch sollte zu einem bleibenden Gedenkstein werden für seine in Auschwitz ermordete Mutter Eti, für seine ebenfalls in Auschwitz ermordeten Geschwister Meta und Siegfried und für all die anderen Freunde und Verwandten, die ebenso keine Grabstätte gefunden hatten. Aber zugleich wollte und sollte dieser Band noch etwas anderes sein: ein Zeugnis und Mahnmal gegen das Vergessen in unserer Gesellschaft - gegen ein Vergessen, das immer schon den Brandatz für neue Gewalt und neues Unrecht in sich trägt. So ist dieses Buch, anders als so manche Erinnerungsliteratur, zugleich und vor allem zu einer Einladung geworden - einer Einladung an seine Leser und zumal an seine jungen Leser zum Gespräch, zur Diskussion, zum gemeinsamen Nachdenken über das, was hier erinnert wird. Mehr noch zum Nachdenken darüber, welche verpflichtenden Konsequenzen daraus zu ziehen sind für unser Handeln hier und heute. So hat sich Otto Schwerdt der Mühe und oft genug der seelischen Strapaze unterzogen, auf ungezählten Veranstaltungen aus seinem Buch zu lesen und sich dem Gespräch zu stellen: in Kirchen und in Bildungswerken, vor Soldaten und in besonderer Weise immer neu vor Schülern. So viele Veranstaltungen - und doch fern aller Routine, weil jede einzelne Lesung von ihm hohen inneren Einsatz verlangt: die Bereitschaft, sich dem eigenen Schmerz der Erinnerung zu stellen; den Mut, gegen

Vorurteile und Gleichgültigkeit zu kämpfen und die Hoffnung und das Vertrauen, daß aus solchem Erinnern Neues für unser Land, für unsere Demokratie entstehen kann.

Dafür danken wir Dir Otto Schwerdt mit diesem Preis und in den Dank an Dich wollen wir nachdrücklich Deine Frau Gela und Deine Familie miteinbeziehen, die Deine Bemühungen stetig begleitet und mitgetragen haben.

Diese Preisverleihung findet nach dem Willen der Auslober am Vorabend des 20. Juli statt. Zur selben Stunde, da wir hier versammelt sind, ehrt in der Staatsbibliothek zu Berlin der jüdische Historiker Clemens Klemperer die Männer und Frauen des deutschen Widerstandes, gemeint sind alle, auch die vielen Namenlosen, die sich dem Zeitgeist mutig widersetzen. Wie könnten wir ihr Andenken besser ehren als so, dass wir auch heute Einspruch gegen alles Unrecht, gegen allen Ungeist wagen, so wie es Otto Schwerdt uns zeigt und lebt.

Dafür wollen wir ihm jetzt in großer Freude und Dankbarkeit den Preis für Zivilcourage der Internationalen Katholischen Friedensbewegung Pax Christi überreichen.

Reinhard von Loewenich

Dankesrede von Otto Schwerdt

Lieber Reinhard von Loewenich, ich danke Dir für Deine Rede. Sie war toll.

Sehr verehrte Damen und Herren!

Es ist eine große Ehre für mich, dass ich heute den von pax christi erstmals gestifteten Preis für Zivilcourage entgegen nehmen darf.

Es freut mich auch sehr, dass pax christi einen Preis für Zivilcourage und gegen das Vergessen verleiht. Das macht Mut.

Wenn man bedenkt, dass wir in einem katholischen Bildungswerk sind, ein evangelischer Dekan die Laudatio hält und ein Jude geehrt wird. Meine Freunde - ich bin zu tiefst bewegt.

Ich danke Ihnen allen - den Stiftern des Preises, meinen Fürsprechern, der Jury und nicht zuletzt allen, die heute Abend hier her gekommen sind, um mit mir diesen Ehrentag zu feiern. Mit der Verleihung dieses Preises zeigen Sie mir, dass ich den richtigen Weg gehe - wenn ich den Dialog mit den Menschen und vor allem mit der Jugend suche - wenn ich berichte von meinem Schicksal und

dem Schicksal meiner Familie in der Zeit bis 1945 von den subtilen Mechanismen eines sich konstituierenden diktatorischen Regimes bis zum Holocaust. Oft höre ich – es muss endlich Schluß sein mit dem Erinnern, es ist doch alles schon so lange her. Doch ich sage nein! Es ist eine Pflicht gegenüber den Toten dem Vergessen entgegenzutreten, dem Vergessen der schrecklichen Leiden, die unschuldige Menschen erfahren mussten, nur weil sie anders waren – eine andere Konfession, eine andere Hautfarbe, eine andere politische Auffassung. Ich empfinde diese Pflicht nicht nur gegenüber den Toten, sondern auch gegenüber der heutigen Gesellschaft, vor allem gegenüber der jüngeren Generation. Ich will nicht anklagen, nicht richten – ich will, dass die Jugend begreift, wohin Intoleranz und Menschenverachtung führen. Auch wenn wir uns heute nicht vorstellen können, dass sich die schrecklichen Verbrechen wiederholen, so gibt es doch viele Fehlentwicklungen, denen man couragiert entgegenzutreten muss. Ich wünsche mir, dass ich dazu beitragen kann, dass die Menschen und vor allem die Jugend, Intoleranz und Menschenverachtung erkennen – egal, in welchem Gewand sie daher kommen. Ich wünsche mir, dass sie Zivilcourage zeigen, z. B., wenn sich ausländerfeindliche Parolen breit machen, wenn Einzelne bedrängt werden. Jede Gesellschaft, auch unsere ist auf Zivilcourage angewiesen.



Otto Schwerdt

Es ist noch gar nicht so lange her, da konnte ich nicht auf fremde Menschen zugehen. Ich konnte

nicht von mir, meinen persönlichen Empfindungen, meinen Ängsten, meinen Erlebnissen und Erfahrungen erzählen. Ich bezeichne diese Zeit als Abschnitt der Verdrängung. Das Verdrängen ermöglichte mir einen neuen Blick auf das Leben. In diesen Abschnitt fielen die Gründung der Familie, der Aufbau einer neuen Existenz und die Jahre der Arbeit. Angst und tiefe Trauer, Ohnmacht verschloss ich tief in mir – so gut ich konnte.

Erst im Alter – einem Lebensabschnitt, der schwierig und mit jedem Tag auf eine seltsame, oft trauerbehaftete Art schwieriger wird – gelang es mir, mich zu öffnen. Erst im Alter, als der Alltag neu strukturiert wurde, fand ich den Mut, über die schlimmste Zeit in meinem Leben zu reden und auf andere Menschen zuzugehen. Vor allem auf Jugendliche in den Schulen. Und es half mir. Heute bin ich auf dauerndes Verdrängen nicht mehr angewiesen. Heute kann ich anderen von meinen Erfahrungen berichten. Ich freue mich, dass Ihnen gerade dieser Aspekt bemerkenswert erscheint.

Bevor ich mir zurecht legte, was ich Ihnen heute mitteilen wollte, sprach ich mit meiner Tochter Mascha. Ich fragte sie, was ich denn an solch einem Abend herausstellen sollte. „Sage das, was Du schon immer sagen wolltest“, antwortete sie mir! Ich folge ihrem Rat und sage danke – an meine Frau Gela, die mir jeden Tag beisteht und mich in meiner Arbeit unterstützt – danke meiner ganzen Familie, die mein Leben mitträgt und mich unterstützt, wo immer es geht. Besonders danken möchte ich meiner Tochter Mascha, die mir half, meine Erlebnisse aufzuschreiben in dem Buch „Als Gott und die Welt schliefen“.

Mein Dank gilt auch meinen Kollegen des Vorstandes, die mit Ihrer Arbeit vieles zur Versöhnung beitragen. Ich möchte meine Dankesrede mit einem Ausspruch des Herrn Bundespräsidenten a.D. Richard von Weizsäcker abschließen. Ich zitiere: „Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, der wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren.“

Otto Schwerdt

Weitere Informationen und Bilder zum „Preis für Zivilcourage“ finden Sie auf unseren Internet-Seiten: <http://www.paxchristi-regensburg.de>

Ehemalige Zwangsarbeiter in Tschechien

Etwa 14.000 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurden zwischen 1940 und 1945 aus verschiedenen europäischen Ländern nach Regensburg verschleppt.

Der Oberbürgermeister der Stadt Regensburg, Hans Schaidinger, hat versprochen, dass die Stadt Regensburg alle ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die noch reisefähig sind, nach Regensburg einladen wird.

Auf Einladung der Stadt konnten nun Ende Mai als erste Gruppe Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus der Ukraine Regensburg besuchen. Folgen sollen baldmöglichst ZwangsarbeiterInnen aus Weißrußland, aus Polen und der Tschechischen Republik. Viele der Betroffenen können aus gesundheitlichen Gründen leider nicht mehr nach Regensburg kommen, sehr viele sind bereits verstorben. Für sie kommt die Geste der Stadt zu spät. Sie haben nicht mehr erfahren, dass Menschen in Deutschland an ihrem Schicksal Anteil nehmen wollen, dass ihr Leid nicht vergessen werden soll.

Mitglieder der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) haben dankenswerterweise die ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in der Tschechischen Republik angeschrieben, 26 von 38 der Angeschriebenen haben geantwortet. Acht Personen möchten gerne nach Regensburg kommen, 13 sind aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage zu reisen. Um gerade dieser Gruppe ein Zeichen unseres Interesses an ihrer leidvollen Geschichte zu vermitteln, hat *pax christi* - Regensburg zusammen mit der VVN begonnen, die Kranken und nicht mehr reisefähigen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter zu besuchen.

Frau Luise Gutmann, Frau Jitka Voith, unsere Dolmetscherin, Herr Willi Ostler und ich, Elisabeth Reinwald, starteten am Dienstag, den 5. Juni unser Besuchsprogramm in Prag. Leider war seit unserer Anfrage schon wieder einer der Zwangsarbeiter, den wir besuchen wollten, verstorben. Von allen Frauen und Männern sind wir freundlich und vertrauensvoll empfangen worden. Unsere anfängliche Unsicherheit und Beklommenheit wich sehr schnell bei selbst gebackenen Kuchen, Kaffee und freundlichen Worten. Herr Luks, Frau Chavadova, Herr Svaton, Herr Smisek, 6 Zwangsarbeiter und eine Zwangsarbeiterin erzählten uns ihre Erinnerungen an die Zeit in Regensburg. Wieder einmal

staunten wir, mit welcher perfekter Logistik die Nationalsozialisten ihre Wirtschafts- und Kriegsinteressen auf Kosten von jungen Menschen aus den Nachbarländern durchgesetzt haben. Junge Frauen und Männer eines ganzen Jahrganges (1921) hatten sich bei der deutschen Besetzung zu melden und wurden dann in Viehwaggonen abtransportiert. In Regensburg mussten sie bei der Reichsbahn, bei Messerschmitt, bei den Kalkwerken, in der Landwirtschaft und sogar am Theater unter schwersten Bedingungen arbeiten. Es war ihnen strengstens verboten, mit der Zivilbevölkerung Kontakt aufzunehmen. Kontakte zu Kriegsgefangenen, die mit ihnen Sklavenarbeit leisteten waren ebenso verboten. Bei Zuwiderhandlungen wurden die Betroffenen von der Gestapo verhört und in der „Augustenburg“ über Monate hinweg isoliert.

Wir wussten natürlich, dass ZwangsarbeiterInnen fast durchweg in primitiven Baracken untergebracht wurden, unter der schlechten Verpflegung und unter den menschenverachtenden Unterdrückungsmethoden des Wachpersonals zu leiden hatten. Wir wussten, dass sie unter der psychischen und physischen Belastung krank wurden und fern von ihren Familien starben. Aus der Literatur waren uns diese Fakten bekannt. Doch nun bekam dieses Leid einen Namen und ein Gesicht bei unseren Besuchen in der tschechischen Republik. Die Angst vor der Gestapo, die Angst vor den Bomben, denen sie in Regensburg schutzlos ausgeliefert waren haben Herr Hovlovice, Herr Chovanec, Herr Smisek und viele mehr durchlitten. Nicht irgendeine Gruppe von anonymen Menschen, sondern Menschen, die wir in diesen Tagen kennen gelernt haben, haben diese leidvolle Jugend erlebt. Und sie leiden zum Teil noch heute unter der Erinnerung an diese Zeit. Schwer tragen sie an ihrem Schicksal, damals in einem Land gelebt zu haben, das von den Nationalsozialisten versklavt und ausgebeutet wurde. Bei ihrer Rückkehr, nach Beendigung des Krieges erwartete sie meist wiederum Entbehrung und berufliche und wirtschaftliche Benachteiligung. Im Westen dagegen profitierten die Menschen bald von dem schnell wachsenden Wohlstand, den sie, die ZwangsarbeiterInnen, während des Krieges durch ihre Arbeit grundgelegt hatten. Doch keine Vorwürfe oder Schuldzuweisungen hörten wir in den Häusern der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Ganz im Gegenteil, mit Dankbarkeit und Freundlichkeit wurden wir beschenkt, weil wir sie besuchten, ihnen zuhörten, uns für ihre Lebensgeschichte interessierten. Und jeder Abschied von diesen Frauen und Männern war mit der Wehmut verbun-

den, dass wir ihnen nur ein wenig Zeit und eine kleine Geste der Versöhnung für das an ihnen begangene Unrecht bringen konnten.

Im Laufe der nächsten Monate wollen wir die zweite Gruppe von Zwangsarbeitern besuchen, die im Süden der Tschechischen Republik wohnen und nicht mehr reisefähig sind. Bei der Stadtverwaltung und Herrn Oberbürgermeister Schaidinger werden wir uns dafür einsetzen, dass alle reisefähigen Tschechischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter nach Regensburg eingeladen werden. Durch die engagierte Vorarbeit von Luise Gutmann sind im Vorfeld schon viele notwendige Informationen eingeholt worden, so dass die Einladung sehr schnell erfolgen könnte. Für die Fahrtkosten und die darüber hinaus notwendigen Mittel hat *pax christi* -Regensburg Mittel beim Versöhnungsfond der katholischen Bischofskonferenz beantragt. Anfang Juli erhielten wir einen positiven Bescheid. Allerdings müssen wir ein Viertel der beantragten Mittel an Selbstbeteiligung einbringen. So wenden wir uns wiedereinander mit der Bitte um Spenden an Sie, unsere Mitglieder, Freundinnen und Freunde. Wir danken Ihnen, dass Sie immer wieder bereit sind unsere Aktivitäten zu unterstützen. So gehen wir mit Ihrer Hilfe immer wieder Schritte der Verständigung, der Versöhnung, des Friedens.

Elisabeth Reinwald

Spenden erbitten wir auf das Konto von *pax christi* Nr. 1167464 bei der Liga – Bank Regensburg (BLZ 750 903 00) unter dem Stichwort „Zwangsarbeit“. Herzlichen Dank!

Geschichte bekommt ein Gesicht - Besuch in Weißrußland bei ehemaligen Regensburger Zwangsarbeitern (Teil 2)

Im November des letzten Jahres habe ich dreizehn ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Weißrußland besucht, die in Regensburg in den Jahren 1942 bis 1945 Sklavenarbeit leisten mußten. In den nächsten Tagen schickt die Stadt Regensburg Briefe an die betreffenden belarussischen Bürgerinnen und Bürger, in denen sie eingeladen werden, eine Woche in der Stadt zu ver-

bringen, wo sie einstmals soviel erdulden mußten. Viele Regensburger hoffen, daß die Hochbetagten der Einladung folgen und sich auf den weiten Weg machen werden, weil das, was sie hier hauptsächlich auch jungen Menschen über ihre Jahre in Regensburg erzählen, mit verhindern kann, daß so etwas in Deutschland wieder geschieht. - An dieser Stelle möchte ich jetzt noch abschließend die Geschichte von Jekaterina Jushanina Zenowjewna erzählen, d. h. erzählen wird Frau Jekaterina selbst, ich versuche, mich so eng wie möglich an die Übersetzung der Dolmetscherin zu halten.

Jekaterina war 16 Jahre alt, als sie nach Deutschland deportiert wurde. Geboren wurde sie in dem kleinen Dorf Perezij, ca. 30 km von Minsk entfernt. Das Haus ihrer Familie war von den Faschisten verbrannt worden. Jekaterina hatte eine Stelle in einer Sowchose, wo Braunkohle im Tagebau gewonnen wurde. Der Leiter dieser Sowchose hat, sagt Frau Jushanina, auch für die Faschisten gearbeitet. Am 26./27. Januar 1943 wurden alle jungen Arbeiter versammelt und in einen Raum eingeschlossen. Sie mußten dort drei Tage warten, danach wurden sie durch Polen von Lager zu Lager transportiert. Diese Lager "bestanden aus Boden und Dach, weiter war da nichts". Die Suppe, die sie tagtäglich bekamen, war "Wasser mit Gras". "Sie haben uns nichts gesagt, und wir haben immer geweint". Abends wurden ihnen beim Waschen die Kleider weggenommen und die Tür abgeschlossen: "Da haben wir gedacht, daß wir verbrannt werden". Wenn sie dann am nächsten Morgen lebendig wieder herauskamen stellten sie fest: "Na gut, wieder einen Tag überlebt." - Jekaterinas Mutter, der Vater war 1932 gestorben, hatte in Minsk versucht, ihre Tochter vor der Deportation zu retten. Sie hatte 15 goldene Münzen: Fünf gab sie dem Priester, zehn dem deutschen Offizier - der sagte: "Zu wenig". Da ging die Mutter die dreißig Kilometer unverrichteter Dinge wieder in ihr Dorf zurück. - Drei Wochen dauerte der schlimme Transport durch Polen. In Regensburg angekommen, wurde sie von dem Bauer Michael Sperl aus Kallmünz "ausgesucht". Jekaterina wollte nicht von ihrer Freundin Marija Sinjaska Petrowna getrennt werden: "Wir sind Schwestern" hatte sie behauptet, der unterschiedliche Name käme daher, daß sie von zwei verschiedenen Vätern abstammten. Marija, die keiner haben wollte, weil sie so klein war, ist dann zu einem Nachbarn von Michael Sperl gekommen, der eine Mühle hatte, an einem Fluß (Anm.: der Naab). Die beiden Mädchen sind dann, barfuß (die warme Kleidung hatten sie im Lager gelassen, weil sie gedacht hatten, daß sie sie nicht

brauchen) hinter Sperl hergegangen, der auf dem Fahrrad vorweg fuhr und jeweils auf sie wartete. Der Nachbar war mit dem Auto gefahren, hatte sie aber nicht mitgenommen. Es war ein langer Weg, und die Füße haben geschmerzt. Zu Haus bei Sperl ist Jekaterina ohnmächtig geworden - vor Hunger und Schwäche. Sie fand sich in einem Bett wieder - "keine Ahnung wie". Der Arzt wurde gerufen, er sagte: "Du mußt wieder nach Hause", da ist sie erschrocken: "Nach Hause bedeutet wieder die Lager". Dann bekam sie ein gekochtes Ei und Pfefferminztee. Sie war die ganze Nacht sehr aufgeregt: "Ich werde hier arbeiten". - Theresa Sperl, die Frau von Michael, hat viel gearbeitet, sagt Frau Jushanina, da war Jekaterina so etwas wie Mutterersatz für den kleinen sechsjährigen Sohn, der auch Michael hieß. Sie sagt: "Da haben sich zwei Kinder gefunden". Michael hat geweint, als Jekaterina nach dem Krieg wegging. "Michael war ein so schönes Kind, mit glänzenden Augen". Frau Jushanina hat ihr erstes Kind Michael genannt. - Jekaterina schlief in einem Zimmer (für die Knechte). Vor dem Fenster war ein Gitter, es gab kein elektrisches Licht. Auf dem Sperl-Hof waren 5 Kühe, 2 Kälber, Ochsen - keine Pferde. Ein bißchen Wald war dabei, und sie holten sich die Streu aus dem Wald - für Jekaterina war das ungewöhnlich. Sie haben Beeren gesammelt. Michael Sperl war der Wagner des Dorfes. In der Bäckerei wurde Mehl abgeliefert, dafür bekam man Brot: "Alles auf Vertrauen". Die Semmeln, so Jekaterina, waren lecker. Sie hat immer beim Kartoffelknödelmachen geholfen. Gegessen hat sie mit der Familie - Jekaterina kann den Anfang des Vaterunsers noch auswendig. Zweimal ist sie mit Theresa Sperl in die "polnische", d.h. katholische Kirche gegangen. Theresa Sperl hat Jekaterina immer gemahnt: "Paß auf die jungen Männer auf, sonst wird deine Mutter mir das nicht verzeihen". Jekaterina sagt: "Theresa hat mich erzogen" und: "Ich habe in Kallmünz nur gute Leute getroffen". Sie weint - "Hauptsache, daß so ein Krieg nie wieder kommt".

PS: Michael Sperl, der nicht mehr in Kallmünz wohnt, kann sich an Jekaterina noch erinnern. Wenn Frau Jushanina von der Gemeinde Kallmünz eingeladen werden würde, möchte er sie gern wiedersehen. Frau Jekaterina hat drei Kinder: Michael, Anna, Natalie und fünf Enkelkinder.

Anke Janssen.

Embryonale Stammzellforschung: Wo beginnt die Menschenwürde?

Gedanken zur Bioethikdebatte

1. Einführung

Sie ist derzeit in aller Munde: die Bioethikdebatte. Die Emotionalität der Diskussionen in einer steigenden Anzahl von Gremien macht deutlich, wie viele Erwartungen, Hoffnungen, aber auch Ängste die neuen Methoden und Möglichkeiten im „Jahr der Lebenswissenschaften 2001“ hervorrufen. Der Diskurs hat längst das rein naturwissenschaftliche Terrain unter Fachleuten verlassen. Inzwischen geht es um einen öffentlichen Konflikt über die Grenzen der Forschung, die zentrale Frage, wo die Würde des Menschen beginnt und nicht zuletzt auch um ökonomische Gesichtspunkte, also darum, ob es für den Wirtschaftsstandort Deutschland vertretbar ist, sich aus einem möglicherweise lukrativen Bereich der Fortschrittstechnologie aus ethischen Gründen herauszuhalten.

Im März 2001 hat auch die Deutsche Bischofskonferenz in ihrem Wort „Der Mensch: Sein eigener Schöpfer?“ zu Fragen von Gentechnik und Biomedizin Stellung bezogen. Die katholischen Bischöfe machen darin deutlich, dass wissenschaftliche Forschung auf jeder Stufe von wachsamer ethischer Reflexion begleitet sein müsse. Es komme auf eine Rechtfertigung der Ziele, ein Prüfen der Mittel und eine Abschätzung der Folgen an. Im Zentrum stehe dabei die Frage, wie die neuen Möglichkeiten zum ganzheitlichen Wohl des Menschen genutzt werden könnten und wie ihr Missbrauch wirksam zu verhindern sei. Die Natur sei nicht unantastbar, sie könne vom Menschen gestaltet werden. Das Leben selbst jedoch sei der Verfügbarkeit entzogen und die Menschenwürde komme allen Menschen - unabhängig von der Einschätzung anderer oder ihrer eigenen Selbsteinschätzung zu.

Angesichts der Flut von Informationen über das Für und Wider der Stammzellforschung ist es für Laien und Fachleute oft schwierig, sich eine eigene Meinung zu bilden. Im folgenden möchte ich versuchen, einige ethische Gesichtspunkte der vielschichtigen Diskussion herauszugreifen und in ihren Facetten darzustellen - natürlich ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Zunächst aber ein kleiner Exkurs in die medizinischen Hintergründe der Debatte, damit die Positionen klar werden.

2. Was sind Stammzellen?

Die traditionelle Bedeutung des Begriffs „Stammzelle“ meint Zellen, die eine ausgeprägte Vermehrungsfähigkeit aufweisen und sich potentiell in alle oder unterschiedlich viele der 216 verschiedenen Gewebsarten des menschlichen Körpers entwickeln können. Sie befinden sich in einem noch unreifen Stadium im Gegensatz zu den „somatischen Zellen“, die ausgereift sind und hochspezialisierte Funktionen im Körper übernehmen (z.B. Leber- oder Herzmuskelzellen). Abhängig vom Entwicklungsstadium bzw. Alter des Organismus und dem Grad ihrer Spezialisierung werden Stammzellen in verschiedene Gruppen unterteilt:

2.1. „Alleskönner“ (= totipotente embryonale Stammzellen), d.h. aus jeder einzelnen Zelle könnte sich theoretisch noch ein ganzer Embryo entwickeln; diese Fähigkeit hält ca. bis zum dritten/vierten Entwicklungsstadium an.

2.2. „Sehrvielkönner“ (= pluripotent), ab Tag 4

a) Pluripotente *embryonale* Stammzellen: bis zum Ende der sog. Embryonalperiode (9. Entwicklungswoche). Um diesen Zelltyp geht es in der Regel, wenn in der Debatte von „embryonalen Stammzellen“ die Rede ist. Eine Entnahme dieser Zellen erfolgt etwa ab dem 200-Zellstadium (Tag 5-7) und geht mit der Zerstörung des Embryo einher. Für eine spätere Anwendung (z.B. um den Ersatz eines bestimmten Gewebes zu ermöglichen), müssen die Stammzellen zunächst vermehrt und anschließend ihre Ausdifferenzierung in eine bestimmte Richtung bewusst gesteuert werden. Für den ersten Schritt scheinen die rasch wachsenden embryonalen Zellen besonders gut geeignet, über die Mechanismen, die eine Spezialisierung herbeiführen, ist bislang jedoch wenig bekannt.

b) Pluripotente fetale Stammzellen: Ab Beginn des dritten Monats bezeichnet man den Embryo bis zur Geburt als Fetus. Aus ihm lassen sich innerhalb eines engen Entwicklungsfensters (meist bis zur 11. Woche) Vorläuferzellen von Ei- und Spermazellen (= embryonale Keimzellen) gewinnen, die ebenfalls in hohem Maße die Fähigkeit besitzen, sich zu vermehren und auszudifferenzieren. Die derzeit etablierten fetalen Stammzelllinien wurden Feten nach frühen Schwangerschaftsabbrüchen entnommen.

c) Pluripotente Stammzellen im Nabelschurblut:

Eine Besonderheit stellt das Nabelschnurblut dar. Hier findet sich neben adulten Stammzellen (s.u.) noch ein relativ hoher Anteil an pluripotenten fetalen Stammzellen. Diese Zellen lassen sich vergleichsweise einfach unmittelbar nach der Geburt

aus der Plazenta und Nabelschnur gewinnen, die ansonsten verworfen werden. Da die Menge nicht sehr groß ist, müssen die Stammzellen mit geeigneten Techniken vermehrt (derzeit noch schwierig) und dann beispielsweise in Blutbanken konserviert bzw. in Stammzelllinien überführt werden.

2.3. „Vielkönner“ (multipotent)

Die sogenannten adulten (= erwachsenen) Stammzellen besitzen eine zentrale Funktion im Organismus ab der Geburt, da sie absterbende oder verletzte Zellen in den verschiedenen Geweben ersetzen. Ein Teil der adulten Stammzellarten lässt sich sehr einfach – allerdings meist nur in geringen Mengen – aus dem Blut oder Knochenmark eines Menschen gewinnen. Die Identifizierung und Vermehrung in Kultur stößt teilweise auf Schwierigkeiten.

2.4. Mit zunehmendem Wissen verwischen die Grenzen

Komplizierend kommen nun neueste Forschungsergebnisse hinzu, die zeigen, dass differenziertere Stammzellarten (also „Sehrvielkönner“ oder „Vielkönner“) und in einigen Fällen sogar bereits hochspezialisierte Gewebezellen (z.B. Hirnzellen oder Herzmuskelzellen) mit Hilfe von Wachstumsfaktoren und Hormonen sozusagen deprogrammiert und so in ein früheres Reifestadium zurückversetzt werden können. Auf diese Weise gewinnen sie wieder die Fähigkeit, sich in andere Gewebezelltypen umzuwandeln.

Aus Sicht der medizinischen Forschung bieten die Stammzellen ein reichhaltiges und vielversprechendes Untersuchungsfeld. Die Frage, ob es notwendig sei, auf embryonale Stammzellen zurückzugreifen, oder ob es nicht ausreiche, fetale oder adulte Stammzellen einzusetzen, ist jedoch auch unter Wissenschaftlern und Medizinern umstritten. Zudem wird inzwischen vermehrt auf gesundheitliche Gefahren bei Verwendung embryonaler Stammzellen hingewiesen (z.B. Abstoßungsreaktionen bei Verwendung von embryonalen Stammzellen als Ersatzgewebe, Auslösung von Tumoren bei fehlerhafter Ausdifferenzierung). Auf eine genauere Darstellung dieser Gesichtspunkte möchte ich an dieser Stelle verzichten.

3. Ethische, soziale und rechtliche Aspekte der Debatte

3.1. Die Gegensätze sind schwer zu vereinbaren
Während die Gewinnung und Verwendung adulter und fetaler Stammzellen nur wenige Kritiker auf den Plan ruft, erhitzen die embryonalen Stamm-

zellen die Gemüter. Die einen feiern sie als Hoffnungsträger für die Medizin der Zukunft mit völlig neuen Perspektiven vor allem für Patienten mit bisher unheilbaren Erkrankungen. Die anderen sehen in ihrer Verwendung eine Attacke auf Ethik und Moral oder gar die Schöpfung.

Die Deutsche Forschungsgesellschaft (DFG) argumentiert, dass die dargestellten Ziele der wissenschaftlichen Forschung als solche nicht nur ethisch und verfassungsrechtlich vertretbar, sondern geboten seien, denn die Verbesserung der medizinischen Versorgung der Menschen sei eine Aufgabe, der die medizinische Forschung verpflichtet sei.

Gegner der Verwendung embryonaler Stammzellen werfen den Befürwortern jedoch vor, sie säten bei Patientengruppen übertriebene Hoffnungen auf den baldigen therapeutischen Einsatz dieser Techniken. Solche Heilsversprechen seien nicht nur wissenschaftlich unseriös sondern zugleich unethisch. Hier würden mit der Verheißung eventueller künftiger Möglichkeiten Tabubrüche begründet. Viele Gegner wenden sich v.a. gegen die utilitaristische Sichtweise, die Embryonen quasi als Recyclingobjekte auffasse und behaupte, dass das Leben einiger weniger Minderbewerteter in einer fernen Zukunft einmal dem Wohle vieler dienen könne. Aus dieser Haltung heraus seien – gerade auch in der jüngeren deutschen Geschichte – selbst die fürchterlichsten Menschenversuche ethisch begründet worden. Des weiteren sei völlig unverständlich, warum so viele Forscher es ablehnten, mit fetalen Zellen aus Schwangerschaftsabbrüchen zu arbeiten, denen ein vergleichbares Potential wie den embryonalen Stammzellen nachgesagt werde. Diese Kritiker wenden sich besonders heftig gegen einen „therapeutischen Imperativ“, der da lauten könnte: Wer embryonale Stammzellen nicht wolle, der wolle auch nicht helfen.

Oft zitieren Skeptiker in der Debatte den Satz, dass mit der bloßen Einführung der künstlichen Befruchtung der Rubikon bereits überschritten worden sei (Anm.: „Überschreitung des Rubikon“ = in der Diskussion viel verwendete Metapher für die Verletzung (ethischer) Grenzen; mit Caesars Übergang über den Grenzfluß Rubikon zwischen Italien und Gallia cisalpina begann 49 v. Chr. der Bürgerkrieg). Die Gegner der Stammzellforschung lehnen diese Sichtweise ab. Bei allem Tun komme es auf die Zielsetzung an; die künstliche Befruchtung sei ursprünglich nur darauf angelegt gewesen, kinderlosen Paaren den Wunsch nach eigenem Nachwuchs zu ermöglichen. Nun machten Forscher sich

diese Technik zunutze, um den „Rohstoff Stammzelle“ zu verwerten und z.T. ethisch zweifelhafte Experimente durchzuführen (Anspielung auf therapeutisches Klonen und reproduktives Klonen).

Auch einzelne Mitglieder der DFG weisen auf die Gefahr hin, dass eine Freigabe der Nutzung von Embryonen unweigerlich auch die Nachfrage erhöhen und dadurch einen neuen Markt eröffnen wird. Eine Ausweitung der Produktion und der Indikationen sei ab diesem Zeitpunkt kaum noch zu verhindern – wie die Erfahrungen in anderen Ländern zeigten. Mit einer gesteigerten Nachfrage verbunden kämen dann ethisch äußerst schwierige Gesichtspunkte auf unsere Gesellschaft zu wie z.B. die nicht ungefährliche Eizellspende (Frauen als Rohstofflieferanten? „Produktion“ gegen Geld? Drohen die typischen Verteilungsmuster von Arm zu Reich?). Der Zusicherung, man werde sich auf die Nutzung überzähliger Embryonen beschränken und dies könne auch gesetzlich festgeschrieben werden, traut man vielerorts offenbar nicht. Trotz aller Beschränkungen und Sicherheitsvorkehrungen des Embryonenschutzgesetzes gebe es schließlich derzeit in Deutschland allein schon zwischen 70 bis 150 eingefrorene Embryos (im Zustand nach der Kernverschmelzung), die eigentlich gar nicht existieren dürften. Bislang von Reproduktionsmedizinern geleugnet, kamen diese Fakten jetzt im Zuge der Stammzelldebatte plötzlich ans Tageslicht. Die Embryonen stammen in der Regel von Müttern, bei denen aus verschiedenen Gründen – offenbar in letzter Minute? - kein Transfer der Embryonen durchgeführt werden konnte (Erkrankung oder Tod, Trennung vom Partner mit Wegfall des gemeinsamen Kinderwunschs etc.). Befürchtungen werden geäußert, dass nunmehr im Rahmen künstlicher Befruchtungen als „Zulieferindustrie“ gezielt mehr Embryos befruchtet werden, als implantiert werden können.

3.2. Die Kernfrage lautet: Wo beginnt die Menschenwürde?

Ende Mai sprach sich der Deutsche Ärztetag gegen Herstellung, Import und Verwendung menschlicher embryonaler Stammzellen aus. Für viele Ärzte ist die verbrauchende, fremdnützige Embryonenforschung unvereinbar mit dem Eid des Hippokrates als Richtschnur für das ärztliche Handeln: „Primum nil nocere“. Das heißt in erster Linie demjenigen nicht schaden, bei dem ein Eingriff vorgenommen wird. Da es bei der Gewinnung von embryonalen Stammzellen nicht um den Erhalt des Embryos geht, sondern es sogar zur Abtötung kommt, stehe die Technik nicht nur im Gegensatz

zu diesem obersten Gebot ärztlichen Handelns, sondern auch zu anderen Kodices und Richtlinien, die sich mit klinischer Forschung befassen und bei der Schädigungen und fremdnützige Zielsetzungen untersagt sind (Nürnberger Kodex, Declaration of Helsinki, Good Clinical Practice). Skeptiker räumen allerdings ein, dass diese Grundsätze bereits andernorts aufgeweicht wurden, z.B. auf dem Feld der Lebendorganspende.

Damit sind wir am Kernpunkt der ethischen Debatte angelangt: Wo und wann beginnt die Menschenwürde?

Jutta Limbach, Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts (BVG), machte auf dem Kongreß der Ärzte zur Verhütung des Atomkriegs/Ärzte in sozialer Verantwortung in Erlangen im Mai 2001 deutlich, dass die Rechtswissenschaft auf diese Frage keine kompetente Antwort geben könne, denn sie sei keine moralische/ethische Institution per se. Eine sorgfältige Abwägung durch den Gesetzgeber könne erst erfolgen, wenn die ethischen Erörterungen unter Beteiligung aller betroffenen Berufsstände im Vorfeld abgeschlossen seien. Konkret gelte es zu entscheiden, ob einem Embryo erst ab Tag 14, dem Zeitpunkt der Einnistung in den Uterus der Frau Menschenwürde zukomme oder bereits ganz am Anfang des werdenden Lebens nach der Befruchtung der Eizelle durch Verschmelzung mit der Samenzelle, wie es das Embryonenschutzgesetz von 1990 nahelegt. Limbach stellte klar: Wenn der Schutzbereich der menschlichen Würde als dem obersten Grundrecht unserer Verfassung tangiert werde, die Freiheit der Forschung zurückzutreten habe.

Die Befürworter der embryonalen Stammzellforschung argumentieren, dass die hierfür verwendeten Zellen keinen kompletten Embryo darstellten; von der Nutzung eines werdenden Menschen mit Menschenwürde zu Forschungszwecken könne also nicht die Rede sein. Die pluripotenten Zellen, die entnommen werden, hätten für sich genommen gar nicht mehr die Fähigkeit, sich in einen Menschen zu entwickeln, auch nicht, wenn sie in den Uterus transferiert würden. Erst mit der Einnistung in die Gebärmutter seien die Voraussetzungen gegeben, dass sich aus einer Ansammlung von Zellen ein Mensch entwickelt.

Gegner der Methode lehnen die Sichtweise ab, dass ein Zellhaufen ohne Verbindung zur Mutter noch keinen Menschen ausmache. Die tun dies mit Hinweis darauf, dass ab der Befruchtung eine Entwicklung hin zum Menschen einsetze. Embryonale

Stammzellen seien eine Lebensform, aus der sich eben nur ein menschliches Leben (nicht ein Tier oder eine Pflanze) entwickeln könne (wenn man die Möglichkeiten des Klonens einmal nicht mitrechnet). Der Satz, dass ein Zellhaufen noch nichts Menschliches aufweise sei falsch, das Gegenteil komme der Realität näher: Der Haufen sei genau die Art und Weise, wie jeder einzelne von uns im Alter von x Tagen ausgesehen habe als Mitglied der Menschheitsfamilie, in seiner Entwicklung hin zu einer autonomen, erwachsenen Menschengestalt.

Skeptisch wird bisweilen angemerkt, dass von einigen Gegnern der embryonalen Stammzellforschung mit zweierlei Maß gemessen werde: Wenn sie den Beginn der Menschenwürde vor dem Zeitpunkt der Einnistung ansetzten, müssten sie sich fragen lassen, warum sie nicht auch gegen ein Verhütungsmittel wie die Spirale protestieren. (Diese läßt gleichfalls eine Entwicklung bis zu einem mehrere Tage alten Embryo zu, um dann die Einnistung zu verhindern.)

Der Zeitpunkt, wann die Menschenwürde und damit auch die Schutzwürdigkeit beginnt, ist auch unter Philosophen umstritten. Die verschiedenen Stellungnahmen umfassen ein breites Spektrum: Die einen postulieren, dass vom Zeitpunkt der Verschmelzung an bereits das Sein der Person grundsätzlich gegeben ist. Dieses bilde sich im Laufe der Entwicklung nur noch weiter aus. Andere argumentieren, dass Menschenwürde erst einsetze, wenn Lebensfähigkeit gesichert sei und geben als Zeitpunkt wahlweise die Einnistung in die Gebärmutter oder die Lebendgeburt an. Wieder andere sehen den Beginn der Menschenwürde in Verbindung mit der Fähigkeit zu empfinden (damit wäre die Entwicklung von Gehirn und Nervenbahnen ausschlaggebend) oder halten die Fähigkeit zur Selbstachtung für die notwendige Voraussetzung, um Menschenwürde zugesprochen zu bekommen (selbst manche Erwachsene würden sie dann wohl nie erreichen). Die „Pragmatiker“ unter den Philosophen sprechen sich für eine stufenweise Schutzwürdigkeit aus. Der Embryo gewinne mit jedem Entwicklungsschritt an Wert und Qualität, von einem bestimmten Zeitpunkt an entspreche das dem Wert als Person/Mensch.

3.3. Zwei Arten von Embryonen oder - „Was tun mit den Überbleibseln?“

Neben der Diskussion um den Beginn der Menschenwürde halte ich einen weiteren Gesichtspunkt in der Debatte für sehr wesentlich. Es ist der Kon-

flikt, der aus der Tatsache erwächst, dass wir mit der Gewinnung von embryonalen Stammzellen – auch wenn dies aus sog. „überzähligen“ Embryonen nach künstlicher Befruchtung geschieht – plötzlich 2 Arten von Embryonen vor uns haben: Zum einen jene, die für den Transfer in den weiblichen Uterus bestimmt sind und die man pfleglich behandelt, in der Hoffnung, dass daraus ein gesunder Mensch heranwachsen möge. Zweitens jene, die quasi als Nutzembryonen und Ressource einer weiteren Verwertung zugeführt werden. Ethisch nicht irrelevant erscheint mir in diesem Zusammenhang beispielsweise die Notwendigkeit, dass die Mutter einer solchen „Weiterverwendung“ natürlich zustimmen muß. Für die Frau bedeutet das, dass sie sich mit der Frage auseinandersetzen muß, ob ihre überzähligen Embryonen tatsächlich eine eigentumsfähige Sache darstellen, die man verschenken kann. Nicht ohne Zynismus sprechen Manche vom „Naturallohn der Eltern an die Gesellschaft“ (z.B. dafür, dass die Kosten für ihrer künstlichen Befruchtung solidarisch finanziert wurden).

Man muß aber auch ernsthaft fragen dürfen, was denn eigentlich mit den überschüssigen Embryonen aus künstlichen Befruchtungen geschehen soll, wo sie nun einmal – auch in Deutschland – da sind? Auftauen, absterben lassen und wegwerfen? Da das derzeitige Embryonenschutzgesetz die Forschung an ihnen untersagt, und sie einzig für die Erzeugung einer Schwangerschaft vorsieht, scheint dies auf den ersten Blick die einzige Alternative zu sein. Hier haken denn auch die Befürworter der embryonalen Stammzellforschung ein und fragen, ob es nicht doch besser und auch ethisch vertretbarer wäre, sie zur Etablierung von Stammzelllinien zu nutzen?

Eine Alternative, die erst in letzter Zeit ins Licht der Öffentlichkeit rückt, ist die sog. „Embryooption“, d.h. der Vorschlag, man könne einem anderen Paar einen überzähligen Embryo zur Adoption überlassen und der Frau damit die aufwendige und nicht ungefährliche Hormonbehandlung ersparen. Skeptiker sprechen die Gefahr an, dass damit einem Missbrauch der künstlichen Befruchtung zur vorsätzlichen Züchtung zusätzlicher Embryonen Tür und Tor geöffnet würde, um möglichst viele Adoptionen zu ermöglichen. Sie fragen zudem, wie lange es wohl dauern würde, bis jemand daraus ein Geschäft macht mit der Möglichkeit, sich nach bestimmten Selektionskriterien ein Wunschkind auszusuchen.

4. Abschlußbemerkungen

Ich hoffe, dass ich ein wenig von der Komplexität der Frage deutlich machen konnte. Ich selbst bin ebenso verunsichert, wie es viele sein werden, die sich ernsthaft um einen eigenen Standpunkt bemühen. Klare, einfache Lösungen sind – wie in vielen ethischen Fragen – offenbar nicht zu haben. Die Enquete Kommission des deutschen Parlaments ringt um Lösungen, Zweifel scheinen alle Fraktionen zu durchziehen und die Verunsicherung wird deutlich in der Vielzahl von Kommissionen, die derzeit wie Pilze aus dem Boden schießen (u.a. Nationaler Ethikrat, bayrischer Ethikrat, Bioethikforen ...).

Ich halte es für wichtig, dass die beteiligten Berufsgruppen bei der Konsensfindung helfen, indem sie die Sachlage allgemeinverständlich darlegen und eine Art Clearing-Funktion übernehmen. Alle naturwissenschaftlichen, ethischen, sozialen, philosophischen und rechtlichen Implikationen müssen öffentlich gemacht werden, damit ein Mit-Denken der Bevölkerung und ein offener Dialog im Parlament ermöglicht wird. Dabei müssen die wissenschaftlichen Fakten zu Möglichkeiten, Gefahren und Alternativen der neuen Technologien ebenso berücksichtigt werden, wie die Abschätzung ethischer Gesichtspunkte und der Hoffnungen und Ängste, die die neuen Entwicklungen in Teilen der Bevölkerung auslösen. Im Sinne einer Diskussion, die das Ziel verfolgt, die Entscheidungskompetenz aller Beteiligten zu steigern, sollten die Befürworter fiktive Heilsvisionen (von in Kürze zu erwartenden und durchschlagenden Therapieerfolgen) ebenso vermeiden, wie Gegner die Ausmalung von Schreckensszenarien (Mensch auf Bestellung, Schöne neue Welt). Beide gehen an der Sachlage vorbei.

Wenn man die Diskussion in Deutschland mit denen vor allem im englischsprachigen Ausland vergleicht, fällt auf, dass hierzulande die Debatte über den Beginn der Menschenwürde ausgeprägter als anderswo geführt wird. Sie spielt z.B. in den USA, Kanada und Großbritannien meist nur bei konfessionell gebundenen Autoren eine Rolle (das namhafte englischsprachige Lexikon zur Bioethik von Reich kommt beispielsweise gänzlich ohne diesen Begriff aus). Dies hat sehr viel mit der deutschen Geschichte, speziell dem Missbrauch von Forschung und Selektion in der Nazizeit zu tun. Nach den dort gemachten Erfahrungen entstand der Nürnberger Kodex als Richtschnur für die Forschung am Menschen und die Verfassungsväter

haben die Menschenwürde an die oberste Stelle unserer Rechtsstaatlichkeit gesetzt.

Manche murren vernehmlich: Diese Debatte drohe mal wieder auf einen deutschen Sonderweg hinauszurollen. Man muß sich in der Tat fragen, wie realistisch es ist, dass sich das deutsche Embryonenschutzgesetz in seiner derzeitigen Fassung als Modell mit Vorbildfunktion auch in anderen Ländern durchsetzt (u.a. die Schweiz, Brasilien und Österreich haben die Prinzipien bislang übernommen). Einem deutschen Alleingang angesichts der Entwicklungen in den meisten anderen europäischen Staaten stehen viele skeptisch gegenüber. Mittelfristig habe nur eine weltweite Gesamtlösung Zukunft.

Zweifel müssen indes erlaubt sein: Läßt sich der Umgang mit Technik wirklich in eine verbindliche ethische Konzeption gießen? Haben Philosophie oder Recht jemals einen alle Kulturen umfassenden Konsens erreicht?

Solange die Diskussion in Deutschland noch anhält: Wie sollen sich deutsche Forscher z.B. in der Frage der embryonalen Stammzellen konkret verhalten? Nicht ganz zu Unrecht herrscht eine gewisse Ungeduld und Erbitterung über die unklare Situation. Wer in der Forschung tätig ist, weiß, wie schnell ein Vorsprung auf einem so innovativen Gebiet dahinschmelzen kann. Wissenschaftler verweisen nicht zu Unrecht auch darauf, dass es wenig konsequent sei, jetzt problematische Bereiche der Forschung ins Ausland zu verlagern oder sie sogar moralisch zu verurteilen, um dann 5-10 Jahre später die Segnungen der Ergebnisse zu reimportieren. Spätestens dann nämlich, wenn sich tatsächlich bahnbrechende Therapieoptionen ergeben, werde die Stimmung kippen und der Druck von Patientenverbänden zur Zulassung der Verfahren führen.

Mitglieder der Enquête-Kommission des Parlaments beklagen eine gewisse Atemlosigkeit die durch solche Argumente Einzug hält in die Debatte. Es könne nicht sein, dass Verfahren von so erheblicher Tragweite entwickelt und zur Anwendungsfähigkeit gebracht würden, und unter dem Druck von Forschern und wirtschaftlichen Erwägungen die Politik zum bloßen Reagieren verdammt werde. Um die Trennschärfe herauszuarbeiten, sei ein Moratorium notwendig. Zudem dürften Fragen der Güterabwägung nicht mit ökonomischen Gesichtspunkten in einen Topf geworfen werden (= Kritik an den Äußerungen des Bundeskanzlers).

Wir sollten uns immer wieder ins Bewusstsein rufen, dass manche Entwicklungen in der Medizin kaum zurückzunehmen sind, wurden sie einmal freigegeben. Für Beschränkungen in der Anwendung neuer Techniken muß ein politischer Wille basierend auf einem Konsens (oder zumindest Kompromiß) in der Bevölkerung ebenso vorhanden sein wie für eine Lockerung der Gesetzeslage. Billiger sollten Gesetzesänderungen in einem demokratischen Staat nicht zu haben sein, auch wenn dies den Fortschritt gelegentlich abbremsen.

Mechthild Kunst

Abschließend noch der Hinweis auf eine Veranstaltung des Katholischen Bildungswerks Regensburg zum Thema Bioethik. Geplant ist im Oktober eine Reihe über drei bis vier Abende, in der es um den aktuellen Stand einzelner Techniken, sozialethische und moraltheologische Aspekte gehen wird. Bei Interesse, bitte die Ankündigungen im KBW-Herbstprogramm beachten.

Für statt gegen - eine Wende in der Asylpolitik

Drei Experten höchster Kompetenz, ein gut gefülltes Auditorium und ein hochbrisantes Thema: Die vom Katholischen Bildungswerk veranstaltete Podiumsdiskussion am 23. März 2001 führte drei auskunftsfreudige und kundige Referenten zusammen. Für die Besucher dieser Veranstaltung eine informative und erhellende Veranstaltung.

Max Hutzler begrüßte in seiner Funktion als Leiter des Bildungswerkes:

- Professor Dr. Conraths, langjähriges Mitglied bei pc und seit 1982 Sprecher der Kommission Flüchtlinge und Asyl,
- Dr. R. Friedrich, Mitglied bei Connection e.v., die sich internationaler Rechtsfragen zur Kriegsdienstverweigerung und bei Asylgewährung für Deserteure und für Flüchtlinge aus Kriegsgebieten verschrieben hat,
- Dr. Albert Schmid, der Präsident des Bundesamtes für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge in Nürnberg.

Die Podiumsdiskussion verlief im üblichen Rahmen: Statements, Gespräche, Nachfragen, Schlussworte. Max Hutzler leitet gekonnt und wohlthuend unauffällig.

Herr Friedrich berichtete von rechtlichen und politischen Hintergründen zur Situation von Deserteuren und Flüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien, in der Türkei und in Angola. Äußerst gefährdet seien Flüchtlinge in diesen Ländern, wenn sie aus Deutschland wieder abgeschoben werden. Vorbildcharakter hat für Herrn Friedrich die Städte-Initiative in Münster. Ein Bündnis von Gruppen sorgt dort dafür, dass die Stadt Deserteure einlädt. Das Visum durch das deutsche Konsulat ermöglicht die Einreise und die Aufnahme in Deutschland. Herr Friedrich verwies auf ähnliche Beschlüsse in den Städten Bonn, Freiburg, Rostock und Osnabrück.

Dr. Conraths beschäftigte sich in seinem Beitrag mit der rechtlichen Frage: Wann wird ein Kriegsdienstverweigerer oder Deserteur zu einem Flüchtling? Denn bislang gilt die Verweigerung des Kriegsdienstes nicht als Anerkennungsgrund. Die Heimatländer betrachten Kriegsdienstverweigerung (KV) als Straftat und nicht als Folge einer persönlichen Überzeugung. Der Konflikt zwischen staatlicher Macht und individuellem Menschenrecht erschwert die Anerkennung. So forderte Dr. Conraths, die UNO solle die KV als Menschenrecht anerkennen. Im deutschen Recht ist für eine Anerkennung als Flüchtling allein die politische Verfolgung und nicht die KV ausschlaggebend. Aber im internationalen Vergleich könne hierzu auch ein positives Beispiel angeführt werden: Die Niederlande kennen die Anerkennungsmöglichkeit unter der Bedingung einer verhältnismäßig hohen Strafe. Für einen Fortschritt forderte Dr. Conraths zwei notwendige Schritte:

- die internationale Anerkennung der KV als Menschenrecht
- die Rückkehr zu einem Asylrecht, das Verfolgte in Deutschland effektiv schützt

Dr. Albert Schmid stellte zu Beginn seines Beitrages die Aufgabe seiner Behörde heraus. Sie unterliegt als gesetzgebundene Verwaltung einer gewissen Selbstbeschränkung. Dr. Albert Schmid sah aber auch in diesem Rahmen die Aufgabe dieser Behörde darin, Gesprächspartner der „Nicht-Regierungsorganisationen“ (NGOs) zu sein. Er selbst möchte das Nürnberger Amt ausdrücklich als Amt „für“ die Anerkennung und nicht „gegen“ die Anerkennung verstanden wissen. Dies sei für ihn persönlich eine „amts-ethische Vorgabe“ und zugleich Leitlinie der Behörde. In seinen Ausführungen ging er auf die einschlägigen Artikel des GG ein (Art.16). Er hob dabei aber auch die gewandelte Spruchpraxis des Bundesverfassungsge-

richtes hervor. Bei den Entscheidungen des Bundesamtes werden Spiel- und Entscheidungsräume ausgelotet, um in „möglichst vielen Einzelfällen Gerechtigkeit zu erzielen“. Entscheidende Hilfe hierzu sei auch die Wandel in der Praxis des Auswärtigen Amtes, das anders als vorher gegenüber Herkunftsländern ein politisches „Malus“ anerkenne. Dies erleichtert Antragsstellern die Anerkennung.

Dr. Albert Schmid betonte eindringlich den Perspektiven-Wechsel in der Flüchtlingspolitik der Bundesregierung. Das „für“ im Namen der von ihm geleiteten Behörde sei Verpflichtung.

Alle drei Redner befürworteten die Initiativen von Städten, da dies langfristig einen Fortschritt für die Bewerber bewirken könne.

In der nachfolgenden Diskussion wurde von den Beteiligten immer wieder der Fortschritt in der Anerkennungspraxis bestätigt. Die Gespräche drehten sich im Wesentlichen um Fragen der Anerkennungspraxis oder um Besonderheiten in bestimmten Ländern. Interessant waren die Hinweise auf konkrete Maßnahmen in der „Anerkennungsbehörde“ Nürnberg. Dolmetscher-Schulungen bringen nach Auskunft von Dr. Albert Schmid sehr viel für die rechtlich günstige Anlage von Akten. Begünstigend werde sich auch der vorliegende Entwurf zu den europäischen Richtlinien auswirken. Wenn dieser verabschiedet ist, genießen Kriegsdienstverweigerer in Europa rechtlichen Schutz.

In den abschließenden Worten zogen die drei Vertreter auf dem Podium ein unterschiedliches Fazit. Dr. Schmid wollte die Arbeit seiner Behörde im Hinblick auf die zukünftige Entwicklung positiv gewertet wissen. Herr Friedrich sah die konkrete Situation „nicht so rosig“ und erhoffte sich Fortschritt durch das Engagement der Städte. Auch Dr. Conraths sah es politisch geboten, das Grundrecht auf KV als Menschenrecht erst noch überall durchzusetzen.

Max Hutzler schloss die Veranstaltung mit dem Dank an alle Beteiligten für die sachliche und fundierte Art der Diskussion.

Paul Reinwald

Palästina Juni 2001: Umkehr ist geboten.

„Himmelfahrtstag“ in Jerusalem am 24.05.01

Wer die Fernsehdokumentation aus Jerusalem vom 24.05.01, dem Himmelfahrtstag, gesehen hat, wird sie nicht vergessen: Da tanzten fröhliche Menschen, groß und klein, auf einer Hochzeitsfeier miteinander, Erwachsene trugen auch Kinder auf dem Arm - auf einmal bricht der Boden der dritten Etage der Festhalle weg und reißt unmittelbar neben dem Filmenden die Menschen in die Tiefe. Es verschlug einem den Atem, bei so einem so schrecklichen Unglück live dabei zu sein. Es war die größte zivile Katastrophe in Israel seit dessen Gründung 1948 vor 53 Jahren. Selbst Arafat und die palästinensische Autonomiebehörde fühlten sich genötigt, ihr Mitgefühl auszusprechen, Ausdruck dafür, wie groß der Schock in der Heiligen Stadt und in Palästina war. Hochzeitsfeste haben im Orient eine noch größere gesellschaftliche Bedeutung als bei uns. Auch zu Zeiten Jesu war das so.

Das hochzeitliche Mahl als gesellschaftliches und religiöses Symbol

In der Verkündigung Jesu wird das hochzeitliche Mahl zum Sinnbild geglückten menschlichen Zusammenlebens schlechthin, eine Katastrophe wie die am Himmelfahrtstag in Jerusalem macht nachdenklich. Der Tag, an dem die Christen aller Welt, auch die in Palästina, die Aufnahme Jesu in den Himmel feiern, wird für viele Jerusalemer buchstäblich zum Tag der Höllenfahrt: 23 starben, 300 wurden verletzt, viele bleiben Krüppel bis ans Ende ihrer Tage.

Engstirnige religiöse Fundamentalisten meinten: Das ist ein Gottesgericht, hier hat Gott deshalb zugeschlagen, weil er solch frevelhaftes Tun nicht dulden lassen konnte. So gab das Regensburger Bistumsblatt (17.06.01) folgende Nachricht wieder: "Jerusalem. Die Hochzeitssaal-Katastrophe ist nach Ansicht eines Rabbiners Folge des unsittlichen Tanzens zwischen unverheirateten Männern und Frauen. Auf ein solches Vergehen 'steht die Todesstrafe', sagte Rabby Reuwen Levy nach einer Meldung der Jerusalemer Tageszeitung 'Jerusalem Post'. Bevor wir uns über den Rigorismus eines Rabbi ereifern, sollten wir uns klarmachen, dass es zu allen Zeiten religiöse Fanatiker gab und auch heute gibt (z.B. die Taliban im Islam). Auch bei uns Christen gab es durchaus solche radikale Mei-

nungen - und sicher gibt es sie noch irgendwo, vielleicht in den Südstaaten der USA.

Jesus lehnt eine Gottesgerichtsauffassung ab und predigt die Umkehr

Das zeigt eine Stelle des Lukasevangeliums sehr deutlich: "Oder meint ihr, es seien jene achtzehn, die durch den Einsturz des Turmes von Siloe den Tod gefunden, schuldiger gewesen als die anderen Bewohner Jerusalems? Durchaus nicht, sage ich euch. Wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr alle zugrunde gehen" (Luk 13.3-5). Israel hat einen Tiefpunkt wie nie zuvor in seiner Geschichte erreicht. Da bekommt die Botschaft des Juden Jesus von dem Verzicht auf Wiedervergeltung: "Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, halte ihm die linke hin" (Mt 5,39), eine ganz aktuelle Bedeutung auch für Juden und Moslems, weil anders eine solche Eskalation der Gewalt nicht zu stoppen ist. Die zerstörte Festhalle ist Symbol für den seelischen Zustand der im heiligen Land lebenden palästinensischen und jüdischen Menschen.

Der Staat Israel hat einen Tiefpunkt in seiner Geschichte erreicht

Schon zum Purimfest im März 2001 schrieb in der Süddeutschen Zeitung R. Chaim Schneider unter der Überschrift 'Der Krieg kommt näher': "Die israelische Gesellschaft ist am Ende. Der Fatalismus, mit dem die allernächste Zukunft erwartet wird, ist aber nichts anderes als die Sehnsucht danach, dass ein Krieg endgültige Antworten geben könnte auf die nunmehr 100 Jahre existierenden Probleme mit den Arabern. Und so schlittert man angeblich in das Unvermeidliche hinein. Jeder hat Angst davor, doch alle zucken nur mit den Schultern. Man vertraut der Stärke der eigenen Armee, aber irgendwie ist da doch der Gedanke, die Explosion könnte so heftig werden, für die Araber und Israelis in gleichem Maße, dass sie reinigende Kraft entfalten werde." Dank solcher Verfassung findet die 'zivile' Katastrophe Israels vom Himmelfahrtstag bald eine 'militante' Fortsetzung. Neun Tage später, in der Nacht zum 2. Juni, hat sich ein Selbstmörder vor einer Diskothek in Haifa in die Luft gesprengt. Zwanzig israelischen Jugendlichen kostete dieses Attentat das Leben: siebzehn waren sofort tot, drei starben an ihren Verletzungen. Da der Badestrand am Mittelmeer bisher von der Intifada weitgehend verschont gewesen war, erreichte mit dieser Gewalttat der Krieg zwischen Israelis und Palästinensern eine neue Qualität: Kein Winkel ist in Israel mehr sicher. Das Schlimmste ist: Man rechtfertigt solche skrupellosen Gewaltakte damit, dass man heilige Stätten verteidigt.

Können wir Deutsche und Europäer etwas tun?

Zufällig hielt sich Bundesaußenminister Joschka Fischer zum Zeitpunkt des Attentats in Israel auf. Er konnte einen Waffenstillstand zwischen Israel und den Palästinensern vermitteln. Ariel Sharon verzichtete auf einen Gegenschlag. Da die Palästinenser wesentlich von den Geldern der EU leben, hatte Fischer auch ein Druckmittel in der Hand: Er drohte mit Sperrung dieser Gelder, wenn die Palästinenser nicht sichtbare Anstrengungen machen, den Pfad der Gewalt zu verlassen. Warum hat man von diesem Weg der Einflußnahme nicht schon früher stärkeren Gebrauch gemacht, so fragt man sich. Der Druck von außen - nicht nur von USA - ist sehr wichtig, damit die Gewalttaten aufhören und der in Oslo eingeleitete Prozess in Gang kommt. Neben den Politikern kommt den Christen als Angehörige einer der drei Abrahamsreligionen eine nicht zu unterschätzende Rolle zu. Als Stadt Davids kam Jerusalem vor 3000 Jahren in den Besitz Israels, der Jude Jesus predigte und starb vor 2000 Jahren in eben dieser Stadt Davids. Die Entrückung Mohammeds in den Himmel etwa um 630 n. Chr., von dem er allerdings wieder zur Erde kam, ist wichtigster Grund dafür, dass Jerusalem für den Islam neben Mekka und Medina zur Heiligen Stadt wurde.

Was können die Christen zur Minderung der Gewalt tun?

In Palästina sind die Christen aufgrund von Auswanderung zur kleinen Randgruppe geworden. Hans Küng (siehe Publik - Forum Dossier 'Jerusalem - die unheilige Stadt') meint, die Christen sollten den Nymbus der heiligen Stadt und des heiligen Landes in Frage stellen. Küng: "Die Juden beanspruchen Jerusalem als Hauptstadt aufgrund biblischer Verheißungen und des früheren vielhundertjährigen Besitzes. "Gleiches gilt für die Muslime, die dort ihren Felsendom und die Al Aksa - Moschee am alten Tempelplatz haben. Jerusalem als Wirkstätte Jesu begründet keine christlichen Souveränitätsansprüche, weil die Christen 'mit dem heiligen Land personal verbunden' sind: "Die dritte Verheißung der Bergpredigt, dass die 'Sanftmütigen' oder 'Gewaltlosen' das 'Land erben' oder 'besitzen' werden, bezieht sich ja gerade nicht auf ein irdisches Territorium, sondern auf ein himmlisches Reich, und dieses Reich soll gerade nicht den Mächtigen, ... sondern den Gewaltlosen gegeben werden."

Den Christen, die ihre Kreuzfahrerzeit, wo es ja auch um Besitz des Landes ging, hinter sich haben, denkt Küng eine Rolle als Friedensvermittler zu. Sie sollen mithelfen, 'die unvereinbar scheinenden,

religiös begründeten Territorialansprüche von Juden und Muslimen miteinander auszugleichen'. Unter der Überschrift 'Zwei Flaggen über der einen Stadt des Friedens' (siehe die Jerusalem Beilage dieses Rundbriefs!) macht Hans Küng dazu konkrete Vorschläge.

Es ist eine Vision für eine Zeit, wo der Fatalismus, für den der Krater des Hochzeithauses ein sinnfälliges Zeichen ist, überwunden wird. Unser christliches Glaubensbekenntnis beschreibt den Weg nach der Kreuzigung als einen Abstieg in den Hades, in das Reich der Verstorbenen, um dann, nach Überwindung des Todes in den Himmel aufzusteigen. Hoffen wir für Israel, dass ihm ähnliches bald zuteil wird!

Hans Hubert

Rechtshilfefonds für Flüchtlinge - Bilanz über 8 Jahre

Seit den erheblichen Einschränkungen im deutschen Asylrecht ist es für ausländische Flüchtlinge sehr schwer, in Deutschland Asyl oder wenigstens ein befristetes Bleiberecht zu erhalten, selbst wenn bei der Rückkehr in die Heimat Inhaftierung, Folter und Tod drohen. Wie aber sollen Flüchtlinge zu ihrem Recht kommen, wenn sie in oft verzweifelter Situation nicht einmal die Anwaltskosten aufbringen können. Mit Prozesskostenhilfe, also mit Erstattung der Anwaltskosten, können sie in den wenigsten Fällen rechnen. Deshalb wurde von Mitgliedern der BI - Asyl und *pax christi* Mitte 1993 der Rechtshilfefonds für Flüchtlinge gegründet und seit Beginn von *pax christi* - Regensburg verwaltet. Er hat in vielen Fällen die Anwaltskosten für Flüchtlinge in der Region Regensburg ganz oder teilweise übernommen, wenn sie von den Asylbewerberinnen und Asylbewerbern nicht oder nicht vollständig aufgebracht werden konnten.

Der Rechtshilfefonds für Flüchtlinge hat in den vergangenen 8 Jahren 106 Menschen im Asylverfahren unterstützt und dabei gegen Nachweis Zahlungen an 23 Anwaltskanzleien geleistet. Er war hierzu auf Spenden von Privatpersonen und Institutionen angewiesen, doch auch die Betroffenen selbst haben einen Teil der ihnen erstatteten Aufwendungen zurückgezahlt.

Inzwischen hat sich vieles verändert. Durch die drastischen Maßnahmen des Staates zur Ein-

schränkung des Asylrechts hat sich die Zahl der Asylverfahren erheblich verringert. Die Zahl der Asylbewerber ist von ca. 438.000 in 1992 auf ca. 45.000 in Jahre 2000 zurückgegangen. Die meisten Asylverfahren sind abgeschlossen. Die überwiegende Zahl der Asylbewerber wurde abgelehnt. Viele wurden ausgewiesen und abgeschoben, andere haben resigniert aufgegeben und sind ausgereist. Der Rechtshilfefonds wird deshalb seltener in Anspruch genommen. Seit dem in Regensburg spektakulären Fall Aslanian Mitte letzten Jahres hat es nur noch zwei Anträge auf Kostenerstattung im Asylverfahren gegeben. Es wird also Zeit, Bilanz zu ziehen und über die Zukunft des Rechtshilfefonds nachzudenken.

Tabelle 1: Ergebnisrechnung 1993 – 2001

Einnahmen (seit 1993) in DM	
Spenden von Privatpersonen	71.442,06
Beteiligung von Institutionen	11.704,00
Rückzahlung der Betroffenen	6.684,30
Sonstige Einnahmen	8,37
Summe der Einnahmen	89.838,73
Ausgaben (seit 1993) in DM	
Zahlungen an Anwaltskanzleien	85.947,75
Übersetzungen, Reisen, Sonstiges	411,50
Summe der Ausgaben	86.359,25
Kontostand (20.07.01) in DM	3.479,48

Eine Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben des Rechtshilfefonds zeigt Tabelle 1. Danach wurden seit 1993 DM 89.838,73 eingenommen und DM 86.359,25 ausgegeben. Es bleibt ein Guthaben von DM 3.479,48, das dem Rechtshilfefonds weiterhin zur Verfügung steht. Anträge oder Forderungen gibt es zur Zeit nicht.

Tabelle 2: Leistungen des Rechtshilfefonds seit 1993 in DM

2. Halbjahr 1993	2.985,78
im Jahr 1994	10.400,14
im Jahr 1995	25.018,58
im Jahr 1996	17.809,61
im Jahr 1997	8.872,18
im Jahr 1998	5.037,86
im Jahr 1999	7.663,82
im Jahr 2000	8.301,49
bis 20.07.2001	269,79
Ausgaben seit 1993 in DM	86.359,25

Der Schwerpunkt der Leistungen des Rechtshilfefonds lag in den Jahren 1995 und 1996, dann gingen die Leistungen zurück (Tabelle 2). Eine Prognose für die kommende Zeit ist nicht möglich, es ist jedoch davon auszugehen, dass auch in Zukunft Leistungen zur Rechtshilfe für Asylbewerber notwendig sein werden. Andererseits ist nicht zu übersehen, dass sich die Schwerpunkte unserer Arbeit verlagert haben. Heute ist Unterstützung, auch Finanzhilfe, verstärkt zur Existenzsicherung für die Flüchtlinge notwendig, die Deutschland verlassen mußten und nun in ihrer neuen und / oder alten Heimat zwischen sämtlichen Stühlen sitzen: in Armenien, Bosnien, Jugoslawien, Kroatien, Benin, Ghana, Togo, ... Hinzugekommen sind außerdem die Mitarbeit im Projekt „Zwangsarbeit in Regensburg“ und die Unterstützung des Hilfsprojekts TABITA für kriegstraumatisierte Kinder in Novi Sad. Auf der Diözesanversammlung im Herbst dieses Jahres wird zu entscheiden sein, in welcher Form der Rechtshilfefonds für Flüchtlinge fortgeführt werden soll. Inzwischen wird *pax christi* - Regensburg bei denen, die regelmäßig für den Rechtshilfefonds spenden, anfragen, ob sie einer Verwendung der Spenden für andere „Zuwendungen für Flüchtlinge“ oder auch andere Hilfsprojekte, z. B. TABITA zustimmen.

Otto Josef Ziendorf

„Das letzte Mittel“

Arthur Schopenhauer: „Von dem, was einer vorstellt“
Aus: Aphorismen zur Lebensweisheit, Kapitel IV

Die wohlfeilste Art des Stolzes hingegen ist der Nationalstolz. Denn er verräth in dem damit Behafteten Mangel an individuellen Eigenschaften, auf die er stolz sein könnte, indem er sonst nicht zu Dem greifen würde, was er mit so vielen Millionen theilt. Wer bedeutende persönliche Vorzüge besitzt, wird vielmehr die Fehler seiner eigenen Nation, da er sie beständig vor Augen hat, am deutlichsten erkennen. Aber jeder erbärmliche Tropf, der nichts in der Welt hat, darauf er stolz sein könnte, ergreift das letzte Mittel, auf die Nation, der er gerade angehört, stolz zu sein: hieran erholt er sich und ist nun dankbarlich bereit, alle Fehler und Thorheiten, die ihr eigen sind, mit Händen und Füßen zuvertheidigen ... Die Deutschen sind frei von Nationalstolz und legen hiedurch einen Beweis der ihnen nachgerühmten Ehrlichkeit ab; vom Gegentheil aber Die unter ihnen, welche einen solchen vorgeben und lächerlicher Weise affektiren; wie Dies zumeist die „deutschen Brüder“ und Demokratenthun, die dem Volke schmeicheln, um es zu verführen.

Entdeckt in der Süddeutschen Zeitung